

Abonnements-Bedingungen:

Abonnement Preis... Einzelhefte... Ausland...

Vorwärts

Die Interfions-Gebühr

Beträgt für die... Telegramm-Adressen...

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.

Dienstag, den 14. April 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.

Der heilige Geist.

Ein fürchterlicher Wirgeengel ist der preußisch-deutsche Militarismus... Der heilige Geist...

nur eine „Erziehungsbeihilfe“, denn sie bildet geradezu einen Eckstein des ganzen militaristischen Systems...

Aber auch hier arbeitet die Entwicklung auf diese Interessenolidarität derer hin, die keine glühenden Treffen am Kragen und keine Epauletten auf den Schultern tragen...

Wir und Dorchläuchting.

Der Minister eines deutschen Bundesstaates empfängt den Vertreter eines radikal bürgerlichen Blattes...

Wäre das Interview am 1. April erschienen, so würden wir es mit sehr viel Vorsicht und Mißtrauen betrachtet haben...

Scherzhast bleibt die Sache trotzdem. Zwei Monarchen, die mit den berufenen Stützen ihrer Throne nicht fertig werden...

Aber freilich ist Rot am Mann. Solange in den beiden Mecklenburg die altständische Verfassung bestehen bleibt...

oder das Eingreifen der Reichsregierung, und der zweite scheint dem mecklenburgischen Minister der beste und gangbarste zu sein...

Der Minister ist der Meinung, der Antrag, in dem ja überdies die Ausdehnung des Wahlrechts auf alle über 30 Jahre alten Personen gefordert wurde...

Aber schließlich würde das Ganze ja doch nur eine Demonstration bleiben, da der Bundesrat sich von jeher auf einen ablehnenden Standpunkt gestellt hat...

Zunächst also müßte die mecklenburgische Regierung die Erklärung abgeben, daß sie ihre Meinung geändert hat...

Gegen den Anlagetrust.

Im alten demokratischen Athen gab es keine Staatsanwälte. Jeder Bürger hatte das Recht, ein trotziges „Ich klage an!“ in die Öffentlichkeit zu schleudern...

Sonderbar, aus den obskuren Lagern posamt und rumort es heute gegen die Trustgefahr. Gegen das Zigarettenmonopol bildet sich eine Interessentenorganisation...

Aber in dieser gewissermaßen legitimierten Schinderei der jüngeren durch die älteren Mannschaften steckt mehr als



brennendsten Fragen von Recht und Unrecht an einen Anklagestuhl verlaßt und verraten zu sein.

Aber woher dieses anglische Mißtrauen, wird man fragen. Im Gesetz sind doch die weitesten Garantien gegen einen Mißbrauch des Anklagemonopols geschaffen! Der Staatsanwalt steht unter dem „Legalitätsprinzip“, d. h. er ist verpflichtet, auf jede Anzeige einzuschreiten; er darf keine Ausnahme machen, ja, auch ohne besondere Anzeige muß er tätig werden, wo er von einem Verbrechen erfährt. Und ein Staatsanwalt, der die Verfolgung einer strafbaren Handlung unterläßt, um den Verbrecher der Strafe zu entziehen, hätte nach § 346 des Strafgesetzbuches sogar Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu erwarten.

Der vom unheilbaren Vertrauen auf geschriebene Gesetze befaßten ist, mag sich dabei beruhigen. Vielleicht dient es ihm zum besonderen Trost, daß unteres Wissen noch nie ein Staatsanwalt auf Grund des § 346 des Strafgesetzbuches bestraft worden ist. Aber wir haben ja auch einen § 336, der die bewusste Rechtsbeugung unter Zuchthausstrafe stellt, und dieser Paragraph hat doch nicht im mindesten das Empormischen einer unbewussten Massenjustiz verhindern können. Genau ebenso bietet auch der § 346 nur Schutz gegen ganz extreme, plumpe Mißbräuche des Anklagemonopols, alles was unterhalb der Linie gewollter und verbrecherisch-bewußter Rechtsbeugung liegt, bleibt vor ihm gänzlich unberührt.

Auch die schönsten gesetzgeberischen Skulpturen können nicht über zwei nuchterne Tassaden hinwegtäuschen: Erstens, daß das Anklagemonopol einer Behörde anvertraut ist, die keine richterliche Unabhängigkeit genießt; zweitens, daß diese abhängige Behörde Weisungen und Winke von oben bekommt, denen sie sich zu fügen hat, denn sie besitzt gar keine Macht, sich dagegen aufzulehnen. Bestenfalls kann ein Staatsanwalt, der eine unministerielle Anweisung als ungerecht empfindet, seinen Abschied nehmen; dann wird aber an seiner Stelle ein anderer das betreffende tun oder nicht tun, die Behörde als solche kann ihren Willen nicht behaupten.

Und weil das der Fall ist, hat noch jede Regierung bei uns die Staatsanwaltschaft zum Werkzeug ihrer politischen Pläne gemacht. Von Bismarck angefangen, dem ein Staatsanwalt Tschendorff jahrelang ein ganzes Sozialistengesetz erlegte. Und wenn 1911 in Hamburg der Verteidiger Dr. Herz unwiderprochen in öffentlicher Gerichtsverhandlung feststellte, daß in Hamburg eine generelle Verfügung an die Staatsanwälte bestehe, bei Streik-Verurteilungen nur auf Gefängnis zu plädieren, so zeigt das, daß unsere heutigen Staatsmänner wenigstens in diesem einen Punkte Bismarck nichts nachgeben.

Von reaktionärer Seite wird ja die Staatsanwaltschaft ganz offen und brutal als politisches Werkzeug für konservative Parteizwecke reklamiert. Als jüngst einmal — ein ganz seltener Fall — der Staatsanwalt für den fortschrittlichen Abgeordneten Dr. Wendorf im öffentlichen Interesse die Verleumdungsfrage gegen den konservativen Parteiführer Dr. Jordan erhob (es geschah dies allerdings erst auf Beschwerde beim Oberstaatsanwalt), da tobte die konservative „Redenburger Warte“:

„Die Staatsanwaltschaft ist nach ihrem Wesen und Wirken in tatsächlicher und rechtlicher Hinsicht ein politisches Organ, was aus verschiedenen Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes mit Sicherheit gefolgert werden muß. Diese politische Signatur muß demgemäß öffentlich zur Geltung und zur Durchführung kommen. Von diesem Standpunkt aus müssen wir erneut heftig und energisch Einspruch dagegen erheben, wenn der Herr Oberstaatsanwalt im Falle Wendorf ein öffentliches Interesse für vorliegend erachtet hat. Ein öffentliches Interesse kann nur als gegeben erachtet werden, wenn es sich um den staatsanwaltschaftlichen Schutz von Männern und Persönlichkeiten handelt, die — ohne an gouvernementaler Knochenverletzung zu leiden — bewußt und gewollt im Geiste organischer Fortentwicklung sozialistischen Lebens und Wesens sich öffentlich betätigen. Mit solcher politischen Zielsetzung ist es aber logisch und tatsächlich unvereinbar, wenn der Herr Oberstaatsanwalt für einen Postillen rechtlich eintritt, der mit der Sozialdemokratie praktiziert hat, dessen Partei mit der Sozialdemokratie generelle Stichwahlbündnisse im gesamten Reich abgeschlossen hat.“

Deutlicher kann man mit Worten nicht werden. Aber die Staatsanwaltschaft ist schon mit Taten deutlicher geworden. Im Reichstage beschwerte sich vor nicht langer Zeit der freikonservative Abgeordnete Mertin darüber, daß die Staatsanwaltschaft sich für unseren Genossen Sachse ins Zeug zu legen wage. Sachse war von dem konservativen Parteiredakteur Hippold vorgeworfen worden, er habe sein Reichstagsmandat ersichtlich, ein Vorwurf, dessen Aufhellung doch sicher im Interesse der Öffentlichkeit liegt.

Die Staatsanwaltschaft schien sich bereit, sich mit der Sache zu befassen und eröffnete die Voruntersuchung. Da kam die Berlinische Beschwerde im Reichstage — und wenige Tage darauf erhielt Genosse Sachse von der Staatsanwaltschaft den Bescheid, daß sie ein Einschreiten im öffentlichen Interesse ablehne!

Aber zur politischen Abhängigkeit tritt noch ein weiteres. Der Staatsanwalt unterliegt in politischen Prozessen denselben Symptomen wie der Richter. Das Legalitätsprinzip in allen Ehren: aber wo man nicht wünschet, daß ein Verbrechen ist, da ist man auch leicht geneigt, sich über seine Existenz zu täuschen. Zum Beispiel: der Staatsanwalt liebt, wie jeder Kulturmann, Zeitung. Dabei kann man manches Strafbare finden, aber wenn man's übersteht — wer will nachweisen, daß man's gelesen hat? Liebt der Herr Staatsanwalt morgens beim Kaffee sein Verblättel, die „Post“, so ist er halt noch schlaftrig und sein Geist schlaflos. Da mag der Deutsche Richter in ziemlich unverhüllter Form als furchtsamer Prüfler hingestellt werden, gähnend steigt er darüber hinweg. Aber dann, aus dem Bureau, da legt ihm sein Sekretär den „Vorwärts“ vor. Hui, wie sein Blick jetzt aberbelle blüht! Und nun hätte dich, sozialdemokratisches Redakteurlein, daß auch nicht die kleinste satirische Bosheit gegen den Kronprinzen lebengelieben ist. Denn jetzt entgeht ihm nichts!

In Breslau beschwerte sich einst ein Redakteur der „Volkswacht“, daß er andauernd wegen Notizen verklagt werde, die in bürgerlichen Blättern unbeschäftigt ländern. Antwort des Staatsanwalts: er lese eben nur die „Volkswacht“ „amtlich“, die bürgerlichen Blätter dagegen nicht.

Aber was heißt „amtlich“? Das Gesetz kennt diesen Unterschied nicht. „Amtlich“ weiß natürlich kein Staatsanwalt, daß die Zentrumspresse seit Wochen den Deutschen Kaiser beschuldigt, einen die katholische Kirche tief verletzenden Brief geschrieben zu haben, und daß die „Norddeutsche Allgemeine“ diese Darstellung dementiert hat. Aber jeder Staatsanwalt, der das ganz privatim in seiner Zeitung liest, ist vom Gesetz verpflichtet, Anklage wegen Majestätsbeleidigung gegen diejenigen zu veranlassen, die den nach offizieller Angabe gefälschten Kaiserbrief veröffentlicht haben.

Wird denn nun keiner der Staatsanwälte Zeitung? Doch, sie finden ja auf Schritt und Tritt Kronprinzenbeleidigungen in der Presse. Verleumdungen, die durch irgendwelche harmlose Satire begangen sein sollen. Nur diese eine schwerwiegende Nachricht, die ist ihnen zufällig allen entgangen. Weh!

So wirklich, ist es Schuld der Staatsanwaltschaft, wenn sie auf das eine aufmerksam wird, auf das andere nicht? In Stettin tobt der Kampf zwischen Fleischermeistern und Gesellen um den Tarifvertrag. Die Gesellen drohen den Kolonialwarengeschäften mit Boykott, die von den bestreikten Fleischern Wurst beziehen. Die Fleischermeister dagegen drohen denjenigen Viehkommissionären und Großhändlern mit Boykott, die den Meistern, die bewilligt haben, Wurst oder Fleisch verkaufen würden. Man mag den Boykott als solchen billigen oder verwerfen, auf jeden Fall handelten beide Parteien gleich. Dennoch fand sich nur für die Gesellen ein Staatsanwalt — die Meister werden dagegen nicht angeklagt, obwohl ihr Verhalten in der Presse dargestellt war. Aber welcher Staatsanwalt liest auch alle Zeitungen? Diese Beispiele mögen einleuchten genügen, um die Gefahren des Anklagetrusts zu beleuchten. Erichsen läßt sich das Material gegen ihn in ein paar Zeilen nicht. Aber seine besondere Gefahr liegt auch nach dem Gesagten klar zutage. Er ist gefährlicher als jeder wirtschaftliche Trust, weil er in viel höherem Maße politischen Einflüssen unterliegt.

## Politische Uebersicht.

### Polizeischiitonen gegen die Arbeiterjugend.

Düsseldorf, 13. April. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Die Düsseldorfer Polizei hat in ihren Aufmähmung ein neues Blatt geflochten. Am zweiten Ostfertertage vormittags sollten in den Volkshausräumlichkeiten zwei öffentliche unpolitische Jugendveranstaltungen stattfinden, für die der Genosse Sollmann-Köln als Referent gewonnen war. Die Polizei erklärte diese Versammlungen einfach für politisch im Sinne des § 17 des Vereinsgesetzes. Unser Düsseldorfer Parteiorgan „Die Volkszeitung“ antwortete in einem geharnischten Artikel auf diesen Willkürakt und forderte die Arbeiterchaft auf, gemeinsam mit den schulfenkschiffenen Kindern in der Versammlung zu erscheinen. Dieser Aufforderung haben am zweiten Ostfertertage auch Tausende Folge geleistet. Die Räumlichkeiten erwiesen sich bei weitem als zu klein und viele konnten keinen Einlaß mehr

zufinden. Man nimmt eben Rücksicht auf die Quatschläpfe im Reichstage und auf die öffentliche Meinung und auf die verdammte Humanität.

Nur in einem Gebietsstrich, über dem Holz die Fahne schwarz-weiß-rot weht, hat, Gott sei Lob und Dank! die Humanität keinen Kurzwert: das sind „unsere“ teuren Kolonien! Einer der ersten Pioniere der Rißperdeutsche, Dr. Karl Peters, hat jetzt endlich seinen Lohn dahin, indem er sich mit einer Pension auf seinen etwas blutigen Lorbeer ausruhen darf. Er hat zwar den vermeintlichen Weisheitsfächer seiner schwarzen Konkubine sehr kurzer Hand aufhängen lassen und nachher mit frühlichem Egoismus sein Glas auf den „seligen Wabrud“ geleert, was dem Verfechter der „unabhängigen lassen und nachher mit frühlichem Jnismus sein Glas auf den „seligen Wabrud“ geleert, er hat gelegentlich Schwarze wie Spatzen vom Baum geschossen, er hat auch einmal einem Reperchäuptling, um ihn geschädigter zu machen, ein brennendes Streichholz an die Rippen gehalten, und ein ungeweihter Gentleman wie Wismann mochte mit diesem gewissenlosen Konquistador um die Welt nicht zu tun haben, aber das tut alles nichts: Karl Peters, der Antipode jeder Humanität, hat seine Pension und erfreut sich der Hochachtung all derer, deren Herz so hart und gäh ist wie das Leder der Rißperdeutsche.

Denn solche Leute braucht man in unseren Kolonien, wo nach Rollen und ohne Rollen getrugelt wird, wo die Schwarzen als Sklaven verkauft werden und wo es — siehe den eben erschienenen Erlaß des Reichskanzlers! — für die Kaiserin der Schutztruppe barbarische Strafen gibt, die schier das Speigritenlaufen in der preussischen Armee vor Hundstundzehn Jahren in den Schatten stellen. Peters? Jawohl! Lieber! Aber sicher! Deimling! Ja la bonheur! Lieber!, gleichfalls ein „alter Afrkaner“, ist ja auch eine seine Nummer, der von den Wählern seines Wahlkreises a. D. in einer Tonart spricht, als ob er noch immer über den Schwarzen seines Vasallens die Peitsche schwingt. Die Quittung hat er ja dafür erhalten. Und auch Deimling, der in den Deterokrieg zog, weil er nach eigenem frühlichem Eingeständnis nicht immer nur Klapppatzen verfeuern wollte, ist nicht

finden. In den Versammlungen selbst kam es infolge des Vorgehens der Polizei zu sehr erregten Ausbrüchen. Die Polizei gestattete lediglich, daß ein Arbeitergesangsverein ein Lied vortrug. Als dann in dem einen Saale ein Jugendlicher (immer noch vor Eröffnung der eigentlichen Versammlung) einen Prolog sprechen wollte, erhob sich der Polizeikommissar und erklärte, daß die Polizei die Versammlung als politisch betrachte und infolgedessen die Jugendlichen unter 18 Jahren auffordern müsse, den Saal zu verlassen, sonst würden sie mit Gewalt hinausgeschafft. Unheilvolle Szenen spielten sich in der zweiten Versammlung ab. Die Versammlungsleiter wiesen auf das Ungeheuerliche des Vorgehens der Polizei hin und ermahnten die Jugendlichen, im Saal zu bleiben. Als die Polizei daraufhin Miene machte, einzuschreiten, wurde das Thema geändert und Genosse Sollmann wollte über seine Reise nach England reden. Aber auch das genügte in der Hauptversammlung dem Polizeigewaltigen nicht. Ein schriller Pfiff ertönte — und über 20 uniformierte Schulleute erschienen im Saale. Nunmehr forderte der Versammlungsleiter die Jugendlichen auf, der Gewalt zu weichen. In aller Ruhe wurde dieser Aufforderung nachgegeben.

### Die Regierung und die „Wirtschaftsfriedlichen“.

Unter „Gewerkschaftliches“ haben wir in der letzten Sonntagsnummer nachgewiesen, wie die Regierung doch nachtrachtet, durch allerlei seltsame Interpretationen die freien Gewerkschaften unter die politischen Vereine einzureihen, während andererseits die gelben, vaterländischen und sog. wirtschaftsfriedlichen Gewerkschaften in ihren Versammlungen über politische Fragen diskutieren und zu Reichstags-, Landtags- und Gemeinderatswahlen Stellung nehmen dürfen — ohne daß sich die wohlblühende Polizei bewegen fühlt, einzugreifen. Doch nicht nur, daß die Regierung dem gegen das Gesetz verstoßenden politischen Treiben der nationalen wirtschaftsfriedlichen Vereinen wohlthuend zuschaut, ihre Verwaltungsorgane sind auch auf jede Weise bemüht, die gelbe und schwarz-weiße Arbeiterbewegung zu fördern und von Amts wegen durch Rat und Tat zu unterstützen. Die nachfolgend vom Landratsamt in Solzwedel ergangene Aufforderung liefert für diese zärtliche Beforgtheit der Verwaltungsbehörden ein das „nationale“ Arbeiterwohl einen neuen schönen Beweis: Der königliche Landrat des Kreises Solzwedel.

J. Nr. 78 G.

Solzwedel, den 24. März 1914.

Der Ausschuss zur Förderung der wirtschaftsfriedlichen nationalen Arbeiterbewegung in der Provinz Sachsen hält die Anstellung eines Arbeitersekretärs für die Altmark in Stendal für notwendig und den gegenwärtigen Zeitpunkt dazu für gut geeignet.

Der Herr Oberpräsident beabsichtigt, am Montag, den 6. April ex. 54 Uhr nachmittags, in Stendal im Landratsamt mit den Landräten der Altmarkischen Kreise und dem dortigen Oberbürgermeister hierüber Beratung zu pflegen und dazu diejenigen Persönlichkeiten aus diesen Kreisen hinzuzuziehen, von welchen ein gewisses Interesse für diese Frage erwartet werden darf.

Ich lade Sie im Auftrage des Herrn Oberpräsidenten zu der gedachten Besprechung hiermit ergebenst ein und erlaube im Vorkommensfalle um gefällige umgehende Benachrichtigung.

### Bethmann-Hollweg und Dallwig.

Wie die „Redenburger Warte“ behauptet, wird ihr von gut unterrichteter Seite mitgeteilt, daß trotz aller gansen und halben Zementis die Ernennung des Herrn von Dallwig zum Statthalter von Elbisch-Bohringen mit größter Wahrscheinlichkeit zu erwarten sei. Das Blatt schreibt:

„Ob die Verabredung dieser Entscheidung, die ja schon einmal vor einigen Wochen als ziemlich sicher angenommen wurde, auf gewisse geltend gemachte Bedenken, die feinerzeit mit dem Besuche des Grafen Wedel in Berlin in Verbindung gebracht wurden, zurückzuführen sei, möge dahingestellt bleiben; auf jeden Fall aber hätten zurzeit diejenigen, wohl dem Reichsanwalterpalais nicht ferne stehenden Kreise wieder das Uebergewicht, welche in der Person des derzeitigen preussischen Ministers des Innern das Haupthindernis für die Durchführung liberal-demokratischer Wahlrechtswünsche in Preußen fanden; die hervorragende Wichtigkeit und Charakterfestigkeit des Herrn v. Dallwig biete aber keine Chancen, ihn beiseite zu schieben; so sei die Gelegenheit, ihn „sich aus Preußen heraus zu avancieren zu lassen“, der einzige Ausweg, ihn in „freundlicher Form“ dem Drängen der Linken, deren Suggestion die Bethmannsche Regierung ja so beispiellos zugänglich ist, zu opfern. Als für diese weiteren Zwecke „geeigneter“ Nachfolger in der Uebernahme des preussischen Ministerpostens dürfte einer der unmittelbaren Begleiter des

minder ein Vertreter jenes schwarz-weiß-roten Herrenmenschenstums, das die Humanität als einen belanglosen Unterichtsgegenstand der Konfirmationsstunde betrachtet und danach handelt.

Unsere Rißperdeutschenanaliker freilich fürchten, daß durch die Unterordnung des Schutztruppenkommandeurs unter die Zivilgewalt die Humanität allzuweit in den Vordergrund unserer Kolonialpolitik treten könnte. Die Schutztruppe hat jetzt einen neuen Kommandeur erhalten, der bislang in den Kolonien noch nicht tätig war, und die „Deutsche Tageszeitung“ begleitet diese Tatsache mit folgendem erbaulichen Kommentar:

„Es soll ein Offizier sein, der den Geist der Schutztruppe nicht eingetmet hat, der ferner durch den Aufenthalt in der Schutztruppe an strenge Disziplin gewöhnt ist und seinen Vorgesetzten, einerseits ob dieselben Offiziere sind oder zur Zivilverwaltung gehören, ohne Angewandten geborcht und seine Schwierigkeiten macht. Selbstverständlich ist Gehorsam eine Pflicht im militärischen Leben, auch in den höheren Stellungen. Aber es gibt Momente, in denen jedersfalls ein der Zivilverwaltung unterstellter Offizier sich eine gewisse Selbstständigkeit wahren muß. J. A.: Es kann vorkommen, daß in den Kolonien ein mit militärischen Vorbildnissen zu wenig vertrauter, vielleicht von außenstehenden Faktoren beeinflusster Zivilvorgesetzter die Humanität zu weit treibt. Die Folge wird sein, daß die Disziplin in der Truppe gelockert wird oder die hohe Achtung, die der Einadoborene unbedingt vor der Truppe haben muß, verloren zu gehen droht.“

Was? Aufrichtigkeit über alles! Gehorsam ist eine militärische Pflicht, aber, sagt das Bündelblatt, ein höherer Offizier kann und muß diese Pflicht in den Wind schlagen, wenn sein Zivilvorgesetzter „die Humanität zu weit treibt“. Nur ein vermeintlicher und vermeintlicher Demokrat kann natürlich der irdischen Meinung sein, daß man die Humanität, die Menschlichkeit nie zu weit treiben könne, aber ein Kolonialgenosse des Obersten v. Renter weiß besser Bescheid und bringt zur rechten Zeit das: Immer feste druff! zur Geltung.

Und mit Recht, denn nicht mit Humanität, sondern mit der Rißperdeutsche regiert unsere herrschende Sippe die Welt.

Karl Ludwig.

## Die verdammte Humanität.

Humanität ist ein Wort, das herrschenden Klassen bezweifelt schlecht zu Ohr klingl. Humanität heißt zu deutsch Menschlichkeit und hat schon etwas plebejisch Gleichmachendes in sich, indem es daran erinnert, daß, wer nachher eine Krone trägt oder Wohlthun schaukelt, gleichermachen nach zur Welt kommt und gleichermachen Mensch ist. Humanität schließt auch Rücksicht, Tatkgefühl, Schonung den sozial Verachteten gegenüber in sich und all das sind Dinge, auf die unsere herrschende Sippe fröhlich freist. Sie will darum nichts mit der verdammten Humanität zu schaffen haben, die ihr nicht nur lästig, sondern als die Quelle aller Uebel erscheint. Vor einigen Jahren noch mühte sich der Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz, der „Ertüchtiger“ der schwarz-weiß-roten Jugend, in einem sozialgen wissenschaftlichen Werke um den Nachweis, daß die übertriebene Humanität an den Niederlagen von Jena und Auerstädt anno 1806 die eigentliche Schuld getragen habe. In den herrschenden Klassen Preußens war freilich damals von Humanität so wenig zu spüren wie heute, die Junker waren ein unwillkürliches, ungebildetes und rohes Volk. Die Offiziere spielten mit dem Bürger nach Belieben Schindluder, und die Soldaten wurden auf dem Kasernenhof braun und blau und blutig gewürgelt. Tut nichts! Das preussische Volk war 1806 durch allzuviel Humanität verweichlicht, der Herr Generalfeldmarschall — lächerlich! — sagt es und damit basta!

Es ist ja auch sicher der heimliche und unheimliche Kummer unserer Junker, Scharmacher und Kriegsbeher und was noch in dieselbe Riste hineinpakt, daß in Deutschland mit zu großer Humanität vorgegangen wird gegen Arbeiter, Polen, Elbischer, Bohringer, Dänen, Demokraten und anderes unterwürdiges Gefindel. Warum spricht man die Sitzhendememorationen des arbeitenden Volkes nicht mit einem Augelhagel aus Maschinenengewehren auseinander? Und wenn ein Oberst mal framm zugreift und ein paar Untertanen in einen Pandurenkeller steckt, bedarf es erst einer ordentlichen Gerichtsverhandlung, um ihn im Triumphe frei-



Hürten Bülow auf seiner Reise nach Damaskus im Jahre 1900 ausreisen sein. . . .

### Agenten des Auslandes.

In ihrer Sonntagsnummer äußert sich endlich die „Deutsche Tageszeitung“ zu dem Beschluß des russischen Parlaments, deutsche Getreide mit einem Zoll zu belegen, um damit die Wirkung der deutschen Ausfuhrbeschränkung auszugleichen. Herr Dr. Dertel nimmt in höchst eigener Person das Wort und fährt aus:

Was dieser Beschluß politisch und wirtschaftlich für eine Bedeutung hat, liegt auf der Hand. Er ist keine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern ist als Unfreundlichkeit gegen Deutschland gemeint und bestimmt. Das darf nicht übersehen, das soll nicht verkannt werden. Es gilt, den Dingen ruhig und sicher ins Auge zu sehen. Sobald über die Tamarverhandlungen genauere Berichte vorliegen, kommen wir darauf zurück. Aus den jetzt vorliegenden geht aber schon deutlich hervor, daß die Befürworter des russischen Getreidezolles durchweg mit den Argumenten gearbeitet haben, die ihnen von der freihändlerischen Presse in Deutschland zur Verfügung gestellt worden sind. Diese Mütter haben sich wieder einmal, insbesondere mit ihren Ausführungen über die Einfuhrbeschränkung, wenn auch nicht als Agenten — diese Bezeichnung hören sie nicht gern —, so doch als Kronzeugen des Auslandes bewährt und bewiesen. Die deutsche Landwirtschaft wird sich auf die veränderten Verhältnisse einstellen müssen. Es fällt ihr nicht ein, um Günst zu betteln.

Gewiß, die Junker betteln nicht um Günst. Das haben sie in Preußen-Deutschland nicht nötig, sie befehlen einfach der Regierung, die Läden im Zolltarif sofort auszufüllen und den Handelsvertrag mit Rußland zu kündigen. Wenn übrigens die Herren Agrarkonservativen sich die Freiheit nehmen, die Bekämpfer des Zollwuchers als „Agenten des Auslandes“ zu bezeichnen, so können diese sicherlich mit weit mehr Recht die agrarischen Lebensmittelvertreter „Ausbeuter des Vaterlandes“ nennen.

### Die Sittenpolizei als Gönnerin der Unsitlichkeit.

Die Untersuchung gegen den Polizeikommissar Schmidt von der Sittenpolizei in Frankfurt a. M. führt, wie wir voraussetzten, zur Aufhebung der Verhaftungen immer weiterer Beamtenkreise. Als Schuldige kommen, wie jetzt berichtet wird, auch Schulkollegen der Sittenabteilung in Betracht. Den Schülern wird ebenfalls Verhaftung zur Last gelegt. Geschenke, Geld und freies Vergnügen in den Bordellen sind die Befreiungsmittel gewesen, denen die Beamten unterliegen. Man mag über die Verhaftungen der Beamten noch so streng urteilen, so muß doch immer wieder betont werden, daß die ganze Institution der Sittenpolizei wie die Stellung der Behörden und der Gesellschaft zur Prostitution für die Beamten der Sittenpolizei eine stete Gefahr für ihre Moral sind. Die Polizei duldet stillschweigend den Betrieb von Bordellen, trotzdem sie gegen die Inhaber dieser Häuser wegen Nuppelei Anzeige erstatten möchte. Die stillschweigende Duldung ist, darüber kann kein Streit sein, eigentlich ein Amtsvergehen, denn die Polizei hat für alle strafbaren Handlungen, von denen sie erfährt, die Verhaftung herbeizuführen. Das geschieht aber nicht, wenn es sich um Bordellinhaber handelt; im Gegenteil, es werden da beide Augen zugemacht. Ist es daher verwunderlich, wenn ein Beamter, der täglich sieht, wie dem Gesetz ein Schnippen geschlagen wird, auf den Gedanken kommt, es nicht so genau zu nehmen und sich seine Nachsicht bezahlen zu lassen? Die „Schuldigen“ werden ja nun bestraft werden; die Ursache ihrer Verhaftungen wird aber weiter bestehen.

### Türkische Anleihe in Frankreich.

Konstantinopel, 12. April. Nach dem gestern abend durch kaiserliches Trabe sanktionierten provisorischen Gesetz, daß David Bey ermächtigt, den in Paris abgeschlossenen Anleihevertrag zu unterzeichnen, beläuft sich die Anleihe auf 35200000 türkische Pfund zu 5 Prozent. Die unterzeichnete Konvention bezieht sich bloß auf den ersten Abschnitt der Anleihe im Betrage von 22 Millionen Pfund, deren Ertragnis insbesondere zur Bezahlung der vor, während und nach den Kriegen in Tripolis und auf dem Balkan abgeschlossenen Vorschußgeschäfte sowie der anderen von der ersten Anleihe zahlbaren Vorschüsse und anderer kleinerer Schulden bestimmt ist. Da die Begeleihe im Betrage von 2½ Millionen Pfund mit der neuen Anleihe verbunden ist, wird nach Abzug dieser Summe ein Betrag, der vom Finanzministerium festgesetzt wird, angewiesen werden, um die sofortige Inangriffnahme des Baues der Eisenbahn Samsum-Sivas und der Häfen von Jaffa und Haifa zu ermöglichen. Die Sanktionierung des Gesetzes erfolgte unter dem Vorbehalte der Genehmigung durch das Parlament nach dessen Wiederzusammentritt.

Als Vergütung für die Gewährung dieser Anleihe erhält Frankreich

#### die Konzessionen folgender Eisenbahnen:

1. Die Eisenbahnlinie Samsum-Sivas-Kharput-Arghana,
2. die Eisenbahnlinie Arghana-Bilis-Wan, die bei Arghana mit der der deutschen anatolischen Eisenbahngesellschaft gehörigen Linie Arghana-Diarbek zusammenstößt,
3. die Eisenbahnlinie Trapezunt-Erzurum,
4. die Eisenbahnlinie Erzurum-Eringjan-Sivas,
5. die Linie Samsum-Konstantinopel.

Außerdem bewilligte die Porte in Syrien die Konzession einer Eisenbahn Kasai nach Hamieh, wobei man hofft, daß die englische Regierung erforderlichenfalls einer Verbindung mit dem ägyptischen Eisenbahnnetz zustimmen werde. Ferner bewilligte die Porte Konzessionen für die Häfen von Jaffa, Haifa, von Hattif-Tripolis im Mittelmeer und für die Häfen von Tneboll und Oerac-Ha im Schwarzen Meer.

### Der drohende Eisenbahnergeneralstreik in Italien.

Rom, 12. April. Das Zentralkomitee der Verbände der Eisenbahnarbeiter Italiens hat während der letzten Tage längere Sitzungen abgehalten, in denen alles zum Ausbruch eines Generalstreiks vorbereitet wurde. Mehrere Regimenter, die in der Umgebung von Rom lägen, haben ihre Standlager abgeräumt und sind in ihre Garnisonen zurückgezogen. Man schließt daraus, daß die Regierung bereits alle Vorkehrungen getroffen hat.

### Aus Groß-Berlin.

#### Konservative Mitglieder zu 1,50 Mark.

Mit Mut und Reid hat die bürgerliche Presse von den Erfolgen der roten Woche Notiz genommen. Die Mut richtete sich dagegen, daß unsere Partei Laufende von Parteimitgliedern der Organisation zugeführt und außerdem durch Gewinnung von Abkommen die Schlagkraft unserer Presse erhöht hat; neidisch sehen die Gegner auf uns, weil sie selber nicht vorwärts kommen. Schließlich sind unsere Gegner aber doch dahinter gekommen, daß Mut und Reid allein an unseren

Erfolgen nichts ändern können und daß es das gezielteste ist, in unsere Fußstapfen zu treten. Wir lesen deshalb schon seit einiger Zeit in der freisinnigen Presse von einer „Fortschrittswoge“, die verschiedene liberale Organisationen zugunsten der Stärkung der Organisationen der Fortschrittlichen Volkspartei arrangierten, und auch die Konservativen wollen nicht mehr länger untätig zusehen. Unsere Gegner sind aber keine Freunde der Arbeit, am wenigsten von der recht mühevollen Arbeit des Werbens für Parteizwecke. Im wesentlichen verlassen sich diese Herrschaften auf den behördlichen Apparat, der für sie in Bewegung gesetzt wird. Aber selber von Haus zu Haus, von Tür zu Tür gehen und für die Partei agitieren, das macht Mühe, schickt sich auch nicht für hochmögliche Herrschaften. Und so müssen sie sich um bezahlte Leute umsehen, die für Geld diese Werbearbeit übernehmen. Dies haben denn auch kürzlich die Konservativen in Moabit getan. Dort besteht ein sogenannter konservativer Bürgerverein unter Leitung des bekannten Rechtsanwalts Ulrich. Dieser Verein erstreckt sich auf „Lokal-Anzeiger“ ein Inserat, in welchem Leute gesucht wurden, die sich unter dem Kennwort „National“ melden sollten. Auf solche Meldungen hin erhielten die Bewerber ein Schreiben, in dem die ihnen obliegenden Aufgaben niedergelegt waren. Der Inhalt ist so charakteristisch, daß wir ihn hier veröffentlichen wollen. Er lautet:

Konservativer Bürgerverein Moabit.  
Berlin, . . . April 1914.

#### Sehr geehrter Herr!

Bezugnehmend auf Ihr Angebot unter dem Kennwort „National“ bitte ich Sie ergebenst, sich zur persönlichen Vorstellung wochentags zwischen 4½ und 6½ Uhr zu mir bemühen zu wollen, falls Sie überhaupt für die nachfolgende kurz skizzierte Tätigkeit Interesse haben.

Es handelt sich um Besuche derjenigen Wähler, welche bei der letzten Landtagswahl im Bereiche des 12. Berliner Landtagswahlkreises (Moabit) konservativ gewählt haben, um diese Wähler möglichst dem konservativen Bürgerverein Moabit, dessen Vorsitzender ich seit langen Jahren bin, als Mitglieder zuzuführen. Erforderlich für die Werbetätigkeit sind natürlich gewisse politische Kenntnisse, damit der Besucher auf etwaige Fragen bzw. Einwürfe die entsprechenden Antworten zu geben in der Lage ist. Das zu besuchende Wählermaterial ist insofern für den Besucher kein sprödes, als es sich, wie schon erwähnt, um lauter Herren handelt, die bereits bei der Landtagswahl konservativ gewählt haben; freilich dürften hierunter einige Hundert Zentrumswähler sein, da das Zentrum seine Angehörigen angewiesen hatte, bei der vorigen Landtagswahl in unserem 12. Berliner Landtagswahlkreis für die konservativen Wahlmänner zu stimmen; jedoch dürfte hierin ein wesentliches Ergebnis nicht liegen.

Wir vergüten für jedes neugeworbene Mitglied einen einmaligen Betrag von 1,50 M., so daß es der Werber selbst in der Hand hat, bei regem Fleiß, natürlich muß er auch vom Glück begünstigt sein, für sich befriedigende Erfolge zu erzielen. Es sind im ganzen circa 1800 Besuche zu machen, die natürlich kaum von einem einzelnen Herrn erledigt werden können. Eine schriftliche Werbung ist den Besuchen bereits vorausgegangen; denartige Anschriften pflegen aber ohne nachfolgenden persönlichen Besuch nur in den seltensten Fällen zum Ziele zu führen, weshalb sich auch nur 15 bis 20 Herren auf die schriftliche Werbung ohne weiteres gemeldet haben. Sollten Sie hiernach geneigt sein, in die oben beschriebene Tätigkeit für uns einzutreten, so bitte ich nachmals um Ihre persönliche Vorstellung in den angegebenen Stunden.

Hochachtungsvoll

Berlin NW., Al-Moabit 138. Ulrich, Rechtsanwalt.

Der konservative Bürgerverein läßt sich die Werbearbeit etwas kosten; allerdings ist Akkordlohn vereinbart. Nur, wer es verliert, recht viel Mühsal zu machen, wird zu seinem Gelde kommen; wer Beach hat und abgewiesen wird, arbeitet umsonst. Es werden gewisse politische Kenntnisse vorausgesetzt, so daß also schon jemand die Grundsätze der konservativen Partei kennen muß, um sie zu staatsverhaltenden Aktionen unzulässig.

### Kindermord und Selbstmordversuch.

Auf unerquickliche Familienverhältnisse zurückzuführen ist eine schwere Mutil, die die Ehefrau des Ledierers Helmsen aus der Falkensteinstr. 5 in der Nacht vom 1. zum 2. Feiertag verübt hat. In Abwesenheit ihres Mannes schnitt sie ihrem fünf Jahre alten Sohn die Kehle durch und versuchte dann, sich auf die gleiche Weise das Leben zu nehmen. Als der Mann, der bis in die Abendstunden geschäftliche Besorgungen erledigt hatte und dann mit einigen Arbeitssollegen nach ein Lokal besuchte, gegen 1 Uhr nachts nach Hause kam, fand er die Wohnung verschlossen und niemand öffnete. Nachdem er sich gewaltsam Eingang verschafft hatte, fand er seine Frau in bewußtlosem Zustande und den Sohn mit durchschnittener Kehle tot im Bett liegen. Die Frau wurde nach Anlegung eines Notverbandes nach dem Krankenhaus Bekanten gebracht, wo sie sich auf dem Wege der Besserung befindet. Auf dem Tische der Stube fand der Mann einen Brief seiner Frau, in dem sie schreibt: „Lieber Wilhelm, ich scheide aus dem Leben, da Du mich doch vernachlässigst. Deine dumme Frau!“ Die Unglückliche, eine kräftliche und sehr nervöse Frau, glaubte sich von ihrem Manne zurückgelehrt und hat bereits einige Male Selbstmordversuche unternommen.

### Unfälle beim Wassersport.

Eine ganze Reihe von Bootsunfällen, von denen einer leider auch ein junges Menschenleben forderte, hat sich an den beiden Osterfeiertagen auf den Gewässern der Umgebung Berlins ereignet. Besonders am ersten Feiertag herrschte infolge der schönen, wenn auch etwas windigen Bitterung auf den Seen und Flüssen ein ungewöhnlich harter Ruder- und Segelverkehr. Auf dem Müggelsee, dem Tegeler See und auf den Spreeläufen konnte man Hunderte und aber Hunderte von Booten beobachten, und so mancher Bootinsasse war mit der Technik des Ruderns nicht allzu sehr vertraut. Es blieben daher auch Unfälle aller Art nicht aus. Auf dem Müggelsee bei Friedrichshagen kenterten allein drei Boote, von denen die Insassen in die Fluten stürzten, aber durch andere Ruderer wieder geborgen werden konnten. Einen verhängnisvollen Abschluß fand eine Bootspartei, die zwei junge Männer auf dem Langen See unternahm. Infolge unrichtigen Fahrens gerieten sie mit dem Fahrzeug in die Wellen eines vorüberfahrenden Dampfers. Das Boot kam zum Kentern, und obwohl Hilfe bald zur Stelle war, konnte der eine der Ruderer nicht mehr gerettet werden. Er war sofort untergegangen und ertrunken. Auch ein Segelboot kam auf dem Langen See am ersten Feiertag zum Umkippen. Die vier Insassen vermochten sich so lange am Kiel des Bootes anzuklammern, bis Hilfe zur Stelle war. Auf dem Tegeler See kenterte bei Tegeler ein mit zwei Herren und zwei Damen besetztes großes Segelboot, doch konnten die Verun-

glückten auch in diesem Falle sämtlich geborgen werden. Auf dem Dahme gerieten ebenfalls mehrere Personen beim Kentern eines Segelbootes in große Lebensgefahr. Einen längeren Kampf mit den Wellen mühten ein Herr und eine Dame bestehen, die eine Ruderfahrt auf der Dahme unternommen hatten und geleitet waren. Ihnen konnte erst nach etwa einer halben Stunde Hilfe gebracht werden.

### Aus Verzweiflung in den Tod gegangen.

Arbeits- und Mittellosigkeit haben den 25 Jahre alten Handlungsgehilfen Artur Baer aus der Pantzenstraße 3 in den Tod getrieben. Der junge Mann hatte schon seit mehreren Monaten keine Stellung. Alle seine Bemühungen, neue Beschäftigung zu finden, blieben ohne Erfolg. Dies trieb ihn zur Verzweiflung, besonders auch, weil er seiner Mutter nichts geben konnte. Als diese am Montag in der Küche der gemeinsamen Wohnung war, schoß er sich in der Stube mit einem Revolver eine Kugel in die rechte Schläfe. Ein hinzugerufener Arzt konnte nur noch seinen Tod feststellen.

### Selbstmord eines Gymnasiasten.

In der Nacht vom ersten zum zweiten Osterfeiertag erlag sich der 17 Jahre alte Gymnasiast Max Wader aus der Pantzenstraße 121 zu Schöneberg. Der junge Mann, dessen Vater Direktor ist, besuchte mit seinen Eltern und einer befreundeten Familie am Osterfeiertagabend ein Theater. Nach Schluß der Vorstellung ging man gemeinsam zuerst in ein Restaurant und dann in ein Café in der Friedrichstraße. Gegen vier Uhr morgens begab sich Max Wader auf die Toilette und erschoß sich hier. Auf der Hilfsstube in der Krausenstraße konnte der Arzt nur noch den Tod des jungen Menschen feststellen. Was den Gymnasiasten, der ein guter Schüler war und auch sehr wieder eine gute Oftergenatur erhalten hatte, zum Selbstmord veranlaßt hat, ist völlig unklar geblieben.

### In der Wohnung von Einbrechern überfallen.

Als der Arzt Dr. L. aus der Blumenstraße in der Nacht zum Montag gegen 1 Uhr von einem Ausflug zurückkehrte, sah er sich beim Betreten seiner Wohnung zwei Räubern gegenüber. Es waren Einbrecher, die seine Abwesenheit dazu ausgenutzt hatten, seiner Wohnung einen Besuch abzustatten. Während der eine schnell durch ein zweites Zimmer die Wohnung verließ, stürzte sich der zweite auf den Arzt, packte ihn am Hals und würgte ihn. Der Heberollene setzte sich jedoch zur Wehr. Als die beiden Kämpfenden in die Nähe der Türe kamen, sah der Einbrecher diese auf, gab dem Arzt einen Stoß, daß er die Treppe hinunterfiel und ließ dann an ihm vorbei niemand. Der Lärm hatte die anderen Hausbewohner aufmerksam gemacht. Während sie auf der Treppe den Lieberfall eifrig besprachen, kam ein Mann im Gehrod von oben herunter, erkundigte sich eingehend nach dem, was vorgefallen war und verließ dann das Haus. Wie sich nachher ergab, war es einer der Einbrecher, der zuerst nach dem Boden gefahren war. Der Gehrod, den er trug, gehörte dem Arzte. Medizinische Instrumente und andere Sachen hatten die Einbrecher auch schon zusammengepackt, aber nicht mitnehmen können. Der überfallene Arzt hat neben anderen weniger schweren Verletzungen einen Knochenschuß davongetragen.

### Aus dem Fenster gestürzt.

Ein verhängnisvoller Unfall hat sich am ersten Osterfeiertag in der Schildhornstr. 88 in Steglitz zugetragen. Das zweijährige Schicksal des Kaufmanns Schmöckel hatte, während es allein im Wohnzimmer war, einen Stuhl ans Fenster gerückt, war auf die Brüstung hinaufgestiegen und sah nun dem Spiel der Kinder auf der Straße zu. Der Kleine beugte sich dabei zu weit vor, verlor plötzlich das Gleichgewicht und stürzte aus der dritten Etage in die Tiefe. Ein mehrere Male überholendes, fiel das Kind auf das harte Steinpflaster auf. Sterbend wurde es nach dem Krankenhaus Großlichterfelde gebracht.

### Vom eigenen Fuhrwerk überfahren.

Entsetzlich zugerichtet wurde am Sonnabendabend der Räderfaher Andreas Rother, Zechliner Straße 2 wohnhaft. R. hatte nach einem Neubau in der Calowstraße Müttel gefahren. Als er mit seinem Wagen von dem Grundstück wieder herunterfuhr, kam das Gefährt ins Schwanken. R. wurde vom Rad heruntergeschleudert und kam so unglücklich zu Fall, daß er mit der einen Gehörstafel unter das Vorderrad zu liegen kam. Der Bedauernswerte wurde fürchterlich zugerichtet. Der Schädel wurde ihm gebrochen und die Gehörstafel fast vollständig zertrümmert. In hoffnungslosem Zustand wurde der Schwerverletzte nach dem Virchow-Krankenhaus gebracht.

Jugendsektion des 5. Kreises. Am Mittwoch, den 15. d. Mts., findet bei Kowitz, Joststraße 7, eine Versammlung der Jugendsektion statt. Jedes 18 bis 23 Jahre alte Parteimitglied wird ersucht, zu erscheinen.

Jugendsektion Charlottenburg. Die nächste Zusammenkunft der Jugendsektion findet am Mittwoch, den 15. d. Mts., abends 8½ Uhr, im Volkshaus, Rosinenstraße 3, statt.

## Letzte Nachrichten.

### Schwerer Unfall eines Rennfahrers.

Leipzig, 13. April. Bei dem gestrigen Radrennen auf dem Leipziger Sportplatz kam der Rennfahrer Van Kei im Dauterrennen durch einen Pneumatikdefekt an seinem Hinterrad zum Sturz und fiel so unglücklich, daß er sich einen schweren Schädelbruch zuzog. Er wurde sofort in das Krankenhaus St. Jakob gebracht. Seine Verletzungen sind aber so schwer, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

### Stöfler gibt den Monaco-Flug auf.

Paris, 12. April. Der deutsche Flieger Ernst Stöfler, der bekanntlich in Avignon landen mußte und dabei seinen Apparat schwer beschädigte, hat seine Teilnahme an dem Stierflug nach Monaco endgültig aufgegeben.

### Sier Komplizen der New Yorker Polizeikorruption hingerichtet.

New York, 12. April. Im Sing Sing-Gefängnis wurden heute vormittag vier jener Polizeisubjekte, die vor zwei Jahren den Spieler Rosenthal, einen Mitwisser der New Yorker Polizeikorruption, ermordeten und deshalb zum Tode verurteilt waren, vermittels des elektrischen Stuhls hingerichtet.

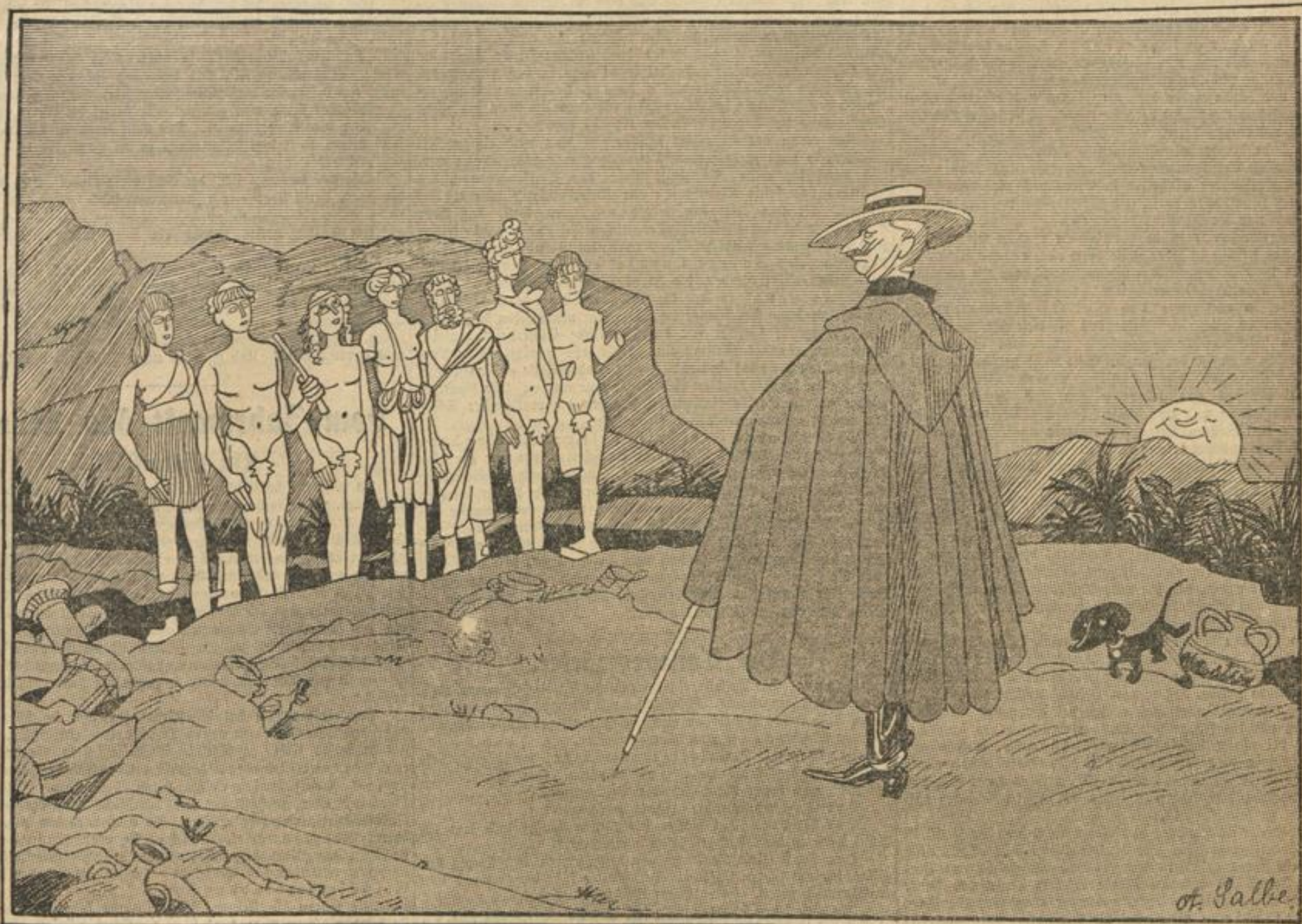
### Schwerer Unfall beim Wiener Schauspielen.

Wien, 12. April. Als bei den gestrigen Schauspielen der Flieger Lemonier eine Höhe von 400 Metern erreicht hatte, sprang sein Mitflieger Bourhis mit einem Fallschirm vom Flugzeug ab; beim Aufsitzen auf den Erdboden brach er beide Beine und erlitt innere Verletzungen. Das Flugzeug verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Lemonier sprang heraus und trug schwere Verletzungen davon. Das Flugzeug wurde zertrümmert.









### Auf Korsu.

#### Der Sang der Fabrik.

Das Schwungrad braust.  
Laf saufen, was sauft!  
Laf spellen, was spellt!  
Die Arbeit bringt Geld!

Hast Blüten getragen;  
die sind nun zerschlagen.  
Hast Hoffnung gehabt;  
die deckt nun das Grab.

Wo sind deine Träume,  
die Knabentagsfreuden?  
Zerronnen wie Schäume,  
zerklüfft von der Meute.  
Es fraß all dein Glück,  
all dein gutes Geschick  
die Menschenmördrin Fabrik.

Was menschlich geliebet,  
mußte alles zerfrieben.  
Die göttlichen Sterne  
waren Trugbild der Ferne,  
nur Erde blieb dein  
und irdische Pein.

Doch deine Herzflammen  
lodern zusammen  
mit all den Millionen,  
die dienen und fronen.  
So dumpf euer Schlag!  
Ihr wartet auf Tag!

Ja, wartet geduldig!  
Doch bleibt nichts schuldig!

Das Schwungrad braust.  
Laf saufen, was sauft!  
Aus Gegenwartswehen  
wird Zukunft erstehen!  
Schon leuchtet ein Schein  
und grüßt unsre Reihn.

O Sonne, Genosch,  
wie machst du uns groß!  
O Sonne, ström ein!  
Wir alle sind dein!

#### Sepp's Geisterstunde.

Von Robert Grösch.

Von oben her gesehen begann der Sepp mit einem uralten Filzhut von unbestimmter Farbe; unter dem zackigen Hutrand hervorlugend: graue, frühniige Haare, die vorn in ein rundliges, faltiges Gesicht fielen, darin Alter und Piffigkeit nisteten; weiter hinab: eine ausgefranste Hode, eine mit einem Stemen irgendwie im Kreuz befestigte zerfahnte Hofe und schuhähnliche Lederruinen an den Füßen — das war der Sepp Moosbacher.

Und so sah er am blauen, spiegelnden See. Er lachte hell aus sonnebeglänzttem Gesicht — der See, nicht der Sepp. Nein, der nicht! Der zeigte ein verwurzelted, grimmiges Gesicht, vielleicht das grimmigste seines Lebens. Seine Wlde spielten zur Seite, nach dem wasserumsplühten Steinblock hin, auf dem ein nacktfüßiger Bub die Beine baumeln und glatte Kiesel über das Wasser fischen ließ.

Lange und unbewegt sah Sepp dort hinüber, lange, als erwäge er einen versiften Plan. Dann sagte er so verhalten, daß es der Bub grad hören konnte: „Anderl, geh amal her!“

Der Antrps verdrehte nicht einmal den Kopf, ließ den Steinvorrat seiner Taschen langsam und Stück für Stück über die blaue Blut pfeifen. Stück für Stück. Nach dem letzten Stein ging er mit fragendem Blick auf den Alten los.

„Anderl, hab i Dir net oft a Pfeifen geschnit?“

„Dös host scho ...“

Pause.

„Anderl, Du kannst schreib'm, gel?“

„Na, dös glaab i!“

„Siehst, Anderl, da schreib mit amal“ — Sepp fingerte in seiner Hofe herum, brachte einen alten Bleistiftstummel und ein Stück braunes Badpapier zutage — „Schreib mir amal, woas i Dir sag.“

Anderl sah schon stolz am Boden, faltete das Papier, leckte am Bleistift und horchte.

Da kniff Sepp die kleinen wimperlosen Augen noch mehr zusammen, bekam ein paar tiefe Denkfalten in die Stirn und begann rudeweise, in langen Pausen zu diktieren:

„Ihr habt's mich in den Tod getrieben und ich geh im See und ich werd den Herrgott alles verzählen. Josef Moosbacher.“

Als der Bub das Ganze noch einmal selbstgefällig überlas, schrak er mit großen Wlken auf. In den See wollte der Sepp! Der aber nahm ihm das Papier aus der Hand und sah ihm mit einem langen stieren Blick unverwandt in die Augen. Mit einem Blick, vor dem der Bub entsetzt zurückwich. ... Und als der Sepp gar die knochige Hand nach ihm ausstreckte, da tat das Anderl einen Luftsprung und stüchtete quer über die Seewiese hinweg. Weit draußen blieb er noch einmal mit großen Augen leben, sah den Sepp nicht mehr, sah nur etwas Dunkles durch die Luft saufen und in den See plumpfen. ... Einige Sekunden starrte Anderl gedankenlos ins Blaue, dann sagte ihm das Grausen über die Wiesen hin dem Dorfe zu.

Sepp horchte am Seerande und glich in seiner Starrheit einem Steine des Meergerölls. Nur seine kleinen wimperlosen Augen lebten und glommen über die Seewiese hin zu dem Dörfchen, dessen Häuser sich drüben am Verghange verzetellen. Daß doch der Herrgott ein Donnerwetter in diese Dächer geschickt hätte! ...

Was man den Sepp da drüben schon gewürzt hatte! Solange er sich noch leidlich rühren und den Bauern die Arbeit machen konnte, war's noch angegangen. Aber seitdem ihm nun auch noch die Wicht in die alten krummen Knochen gefahren war, ging er bei den Bauern reihum wie ein alter Gaul, dem das Futter unter Schimpfen und Schelten gereicht wird.

Wie gestern ... Himmelherrgottsfakrament! Gestern war der Birghof an der Reihe gewesen, den Sepp zu beschäftigen und zu belästigen. Und da hatte der Bauer zur Bäuerin geschimpft: „Wann uns der Herrgott nur amal von dem alten Haberlump erlösen tät! Wie lang soll er der Gemeind ekba noch zur Last lieg'n, der Dorflump?“

Und heute gar — heute hatte der Gemeindevorstand den Sepp gar einsper'n wollen, weil der Sepp im Gemeindevwald einen Hasen in der Schlinge gefunden hatte! Wo doch der Sepp gar keine Schlinge gelegt hatte! Konnte er dafür, wenn ihn der Herrgott einen lebendigen Hasen finden ließ?

Sepp spie in weitem Bogen ins Wasser. Er fühlte: etwas mußte geschehen, sonst würde sein Kreuz da drüben im Dorf immer ärger. Wenn er jetzt zum Beispiel wirklich in den See ginge ... Man würde das Papier finden, alle Dörfjer würden erfahren, wie schlecht man den Sepp im Seedorf behandelt hatte, die Obrigkeit würde daherkommen und würde fragen: „Was habt Ihr dem Sepp getan?“ Vielleicht würde sogar der Kaiser auf den Tisch schlagen ...

Sepp zog seinen Kettel vom Leide, legte ihn ins Wiefengras, packte den Hut nach innen, legte den Zettel obenauf, beschwerte das Papier mit einem Steine und wiegte den alten Kopf bedrückt. Sah das nicht alles schon aus wie eine rätige Leiche? Sakra, was die im Dorf für einen Schreck kriegen sollten. ...

Als er aufschab, war es ihm, als würde es da drüben um die ersten Häuser lebendig, als kämen helle Hemdsärmel und wehende Kopftücher auf den See los. Da duckte sich Sepp noch mehr und schlich mit heifem Buckel dem Walde zu, der sich dunkel an die Südfseite des Sees heranschob. Rohte das Dorf erst einmal seinen Schreck kriegen — mit dem Erfäufen eilte es nicht; der See tief dem Sepp nicht davon.

Erst weit im Walde drin wagte der Sepp seinen Rücken wieder gerade zu richten, streich zwischen den Bäumen dahin und hatte ein Loch um die piffigen Mundwinkel. Am Rande einer Lichtung, auf deren Moos die Sonne goldige Kreise brannte, warf er sich lang ins Warme, lächelte ins Leere und malte sich aus, wie die aus dem Dorfe jetzt den See mit langen Stangen abfuchten und klagten: „Dös brauch't er uns a net ang'tean, der Sepp. ...“

Still und schwarz lauerie der See im Abenddunkel. Dünne weiße Nebelschleier zogen über dem Wasser. Durch die Wolkenwände des Nachthimmels stahl sich ein ärmliches Stück Mondscheibe. Ihre Strahlen fielen mit dünnem Scheine auf den Seerand hernieder und zitterten über einen grauen Kopf hinweg. Der gehörte dem Sepp.

Er trat tastend aus dem Walde, reckte sich und fühlte sich frisch wie ein Junger, weil man im Moose einer sonnigen Lichtung besser schläft als in Sepps feuchtem Häntel.

Langsam, verschlafen stapfte er dem Ufer zu und spähte schief am Boden hin. Nichtig, Hode und Hut waren fort. Der Boden von derben Schuhen zertreten. Jessas! mochten da viel Leute am Ufer herumgestanden sein! Ein paar Röhne lagen auch auf dem



# Reaktionäre als Revolutionäre.

Es sind immer die Reaktionäre gewesen, die den Revolutionären den Weg und die Methode des Kampfes gewiesen haben. Die neuen Vorschriften über den Waffengebrauch des Militärs und seine Mitwirkung zur Unterdrückung innerer Unruhen sind ein Musterbeispiel für diese historische Erfahrung. Nicht nur dadurch, daß sie in einem doch angeblich bestehenden Rechtsstaat ohne jede Mitwirkung der gesetzgebenden Faktoren zustande gekommen sind. Sie sind eine einfache Verordnung der preussischen Generalverwaltung und der gleichgestellten anderen bundesstaatlichen Instanzen und haben weder dem preussischen und einem anderen Landtage noch dem Reichstage vorgelegen, obwohl sie für das Reichsland Elb-Lothringen besondere Gültigkeit haben sollen. Es ist ein Mißfall in die feudal-absolutistische Zeit, in der der König durch willkürliche Verordnungen und Maßnahmen das Muster willkürlicher revolutionärer Eingriffe in Staat und Gesellschaft darstellte. So ist schon der Gehalt dieser Vorschriften revolutionär, wenn er auch nur der Reaktion dienen soll.

Die neue Vorschrift ist in Preußen erzeugt worden, und es versteht sich, daß sie in jeder Zeile die preussische Sprache spricht. Als 1866 im preussischen Abgeordnetenhaus ein polnischer Abgeordneter ironisch bedauerte, daß es noch keine preussische Sprache gäbe, da antwortete ihm Rudolf Virchow: „Ja, meine Herren, es gibt eine solche; das ist diejenige, welche die Herren vom Ministerium gegenwärtig reden. Es ist aber die Sprache, welche man in der ganzen Welt nicht versteht.“ Bismarck begriff sofort, daß in dieser Charakterisierung keine Schmeichelei für ihn und seine Kollegen und damit für die preussische Regierung und ihre Politik liegen sollte, und mit der ihm eigenen reaktionären Offenheit, die wir an ihm immer bewundert haben, antwortete er: „Meine Herren, ich bin stolz darauf, eine preussische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören!“ In der Tat hat die preussische Regierung während der Bismarckschen Zeit und bis auf den heutigen Tag eine preussische Sprache weiter gesprochen, ohne daß sie dadurch der Kulturmenschen verständlicher geworden wäre. Sie wird höchstens von den östlichen Nachbarn Preußens verstanden, von der russischen Regierung, die eine durchaus ähnliche Sprache spricht.

Wer wollte leugnen, daß die neue Vorschrift über den Waffengebrauch in jedem Buchstaben eine Grammatik dieser preussisch-russischen Sprachverbrüderung darstellt?

Die russische Verbrüderung zeigt sich natürlich noch weit deutlicher in dem Sachinhalt der Vorschriften. Ein bekanntes Scharfschützenblatt, dem sein früherer Ausstatter in diesem Falle nicht beschönigen würde, daß es von „Eisen“ redigiert wurde, hat ganz richtig herausgefunden, daß es sich bei der neuen Vorschrift hauptsächlich um die Frage handelt, „ob nach wie vor das Militär bei einem staatlichen Notstande, auch ohne Anforderung der Zivilbehörde, selbständig einzuschreiten befugt und berechtigt ist“, und es freut sich, daß diese Bestimmung der alten preussischen Vorschrift vollständig aufrechterhalten zu sein scheint.

Die revolutionäre Tendenz in dieser reaktionären Vorschrift ist mit den Händen zu greifen. Die brutale Macht tritt offensichtlich an die Stelle eines geistigen Kampfes und Ausgleichs und Verhandels. Der Säbel und die Plinte ersetzen Tinte und Feder und sprechen eine deutlichere Sprache wie der Mund der Menschen. Um mit Lassalle zu reden, hat die Revolution im Heugabelsinne einen neuen und sichtbaren Triumph davongetragen.

Ausgeschaltet ist auch durch die neue Verordnung der Rechtsweg zur Nachprüfung ihrer Anwendung. Die „juristische Deduktion“ und die „juristischen Zwirnsfäden“ sind wieder einmal revolutionär beiseite geschoben worden. Der grobe reaktionäre Reaktionär Bismarck ist auch für diesen Vorgang ein Muster. Man erinnert sich, was er zur Rechtfertigung der Annullation des Vermögens des abgelehnten Königs Georg von Hannover, der Beschlagnahme des Vermögens des früheren Kurfürsten von Hessen und zur Verteidigung des Reptilienfonds 1860 sagte: „Ueber juristische Zwirnsfäden wird die königliche Regierung nicht kopieren in der Ausübung ihrer Pflicht, für den Frieden des Staates zu sorgen; sie wird diese ihre Aufgabe auch nicht auf das Niveau von Gemütsfäden hinunterziehen lassen, sondern sie in ihrer ganzen Höhe aufrechterhalten und durchführen.“ Das heißt

bis auf den heutigen Tag, daß das Gesetz zu schweigen hat, wo die Macht herrscht. Es gibt keinen revolutionären Grundgesetz wie diesen.

Vom Erhabenen zum — weniger Erhabenen ist nur ein Schritt; von Bismarck auf Herrn v. Jagow zu kommen, liegt nahe. Auch dieser moderne Reaktionär ist ein Muster revolutionärer Lehren und Beispiele zur Nachahmung. Wir reden nicht von dem revolutionären Inhalt und von der revolutionären Wirkung seiner Erlasse, obwohl sie überreich Anlaß geben, unseren Gedankenstrom zu erwecken. Wir nehmen ihn nur als Banges. Wie hat dieser Reaktionär in den paar Jahren seiner Regierung die Köpfe revolutioniert! Er hat sogar bewirkt, daß seinezeitwegen die Zeitfolge revolutioniert wurde, denn es war, wie man sich erinnert, der 6. März im Jahre 1910, als man ihn schon durch den Spaziergang im Tiergarten in den April schickte. . . .

Und wenn des Geschicks Rächte ihn uns noch einige Zeit erhalten, so kann er in seinem Totenbrunn nur ausgeschaltet werden durch die neue Vorschrift über den Waffengebrauch des Militärs und seine Mitwirkung zur Unterdrückung innerer Unruhen. Nehmen wir den wenig erhabenen Fall, daß Herr v. Jagow zu einem Fünfuhr-Teeladen sei und daß zu gleicher Zeit durch einen Wahlrechts-Spaziergang im Sinne der preussischen Regierung eine „innere Unruhe“ entsteht. Herr v. Jagow darf nicht gestört werden, die Zivilbehörde verfaßt der „staatliche Notstand“ ist da, die Militärbehörde kann nicht verständigt werden. Da, immer im Sinne der preussischen Regierung, eine „bringende Gefahr für die öffentliche Sicherheit“ eintritt, greift nunmehr das Militär ein. Welch ein revolutionärer Vorgang! Die Macht des Herrn v. Jagow wird beiseite geschoben und, ohne ihn zu fragen, tritt an ihre Stelle eine andere. Die Reaktion schlägt um in die Revolution, selbst gegen die reaktionäre Spitze der revolutionären preussischen Hauptstadt.

So ist die neue Vorschrift voll revolutionärer Forderungen, und es bleibt dem deutschen Geiste nur der eine Trost, daß sie nicht auch für Bayern, Sachsen und Württemberg gilt. Mindestens Bayern und Württemberg sind bisher, freilich zu unserem Bedauern, in diesem Sinne wenig revolutionär gewesen. Der preussische Geist, die preussische Sprache und die preussische Reaktion sind indessen auf dem besten Wege, auch dort Eroberungen zu machen, so daß man hoffen darf, daß auch dort jene Reaktionäre entstehen werden, die noch immer die besten Helfer der Revolution geworden sind, die ihr den Weg und die nötige Methode des Kampfes weisen.

## Der Toilettenwärter.

**Szene:** Die Toilette eines eleganten Cafés. Marmorboden, Kachelwände, eingebaute Waschbecken mit Warmwasserleitung. Auf einem Tisch frische Handtücher und ein reichhaltiges Toilettenservice, von der Schaubürste bis zum Manicurekasten.

**Personen:** Der Toilettenwärter, weißbärtig, sehr sauber, auf der Brust die Kriegerdenkmünze. Der Gast, Klein, unterseht, nach letzter Mode gekleidet, Brillantringe.

**Der Gast (eintretend):** „Bitte, waschen!“

**Der Wärter (löst Wasser ins Becken laufen und legt ein Stück Seife in die Schale):** „Hier mein Herr.“

**Der Gast (zieht die Ringe von den Fingern, legt sie auf das Sims, beginnt sich zu waschen. Der Wärter steht daneben und hält ein Handtuch bereit. Es entspannt sich folgendes Gespräch):**

„Na, Sie kenne ich doch schon seit langem. Wie lange sind Sie eigentlich jetzt hier?“

„Fünf Jahre, mein Herr!“

„Und wie alt sind Sie?“

„Zweihundsechzig.“

„Donnerwetter — so alt schon. Was waren Sie denn früher?“

„Schmied.“

„Na, und das ging nicht mehr?“

„Rein. Ich hatte von anno 70 her einen Anals weg. So ne Art Bruch. Das ist dann mal wieder zum Ausbruch gekommen.“

„Sie beziehen doch Invalidenrente?“

„Ja, 9 M. 75.“

„In der Woche —?“

„Rein, im Monat!“

„So, hm. Viel ist das nicht. Aber Sie sind ja auch nicht ganz erwerbsunfähig. Was kriegen Sie denn hier monatlich?“

mühe auf dem Kopfe. Neben ihm viel Engel und mittendrin der Sepp. Affurat der Sepp, wie er auf Erden dahergegangen war: mörderische Schuß, zerschaltete Dosen, Leibriemen und ein verblutetes Hemd. . . . Aber noch ehe der Wirglbauer den Sepp richtig beschaut hatte, donnerte der Herrgott: „Valkasor Matthias Wirgl, zu mir wird hergeschaut! Anie nieder, denn Du bist ein ganz Schlechter. Du bist der Weizigste gewesen von allen! Du hast dem alten Andreas Josef Moosbacher nicht einmal das trockne Brot vergunnt, hast ihn am schlechtesten gehalten, wann die Reih' an Dir war, hast meinen armen Knecht Josef Moosbacher in den Tod getrieben! Darauf lehnt die ewige Hölle!“ Matthias Wirgl hatte sich lang vor Gottes Thron niedergeworfen, zitterte am ganzen Leibe und hörte von weitem eine Reute Höllewinde winseln. „Hörst Du sie!“ drohte der Herrgott und gab dem Wirgl einen Fußtritt, daß er durch den Himmel fiel, tiefer, immer tiefer — bis es einen verteuflischen Krach tat. . . . Da erwachte der Wirglbauer.

Finster war's um ihn her. Er lag neben dem Bett auf den Dieben, rief sich die Augen und rühte, wie ihm der Schweiß von der Stirn troff. Draußen im Hof heulte der Läras, und von unten her Klang das Anrazen einer Türe — dazwischen schwere, schleifende Schritte.

Der Wirglbauer stieg bekommen, langsam ins Bett, sah aufrecht, hielt den Atem an, lauschte. . . . Die Uhr schlug zwölf. . . . Zwischen den Schlägen schloffen schwere Tritte. . . . Läras' Weheul wurde zu leisem Winseln. . . .

Der Bauer bog sich zur Seite, griff ins Bett nebenan, rüttelte die Kauerin. „Läras, hörst nix!“ Aber die drumme nur: „Na, heut ne . . .“, wälzte sich auf die Seite und kam ins Schnarchen. Läras jammerte in abgerissenen Heullauten. . . . Da schob der Wirglbauer die Beine unter dem Bett hervor, fuhr in Dosen und Strümpfe, tastete sich durch die Kammer und stieg die hölzerne Treppe hinab.

Die Haustür war geschlossen, aber die Stubentür — die stand weit offen. Ein matter grauer Lichtfleck fiel in den Flur. . . . Auf der untersten Treppenstufe machte der Bauer noch einmal hochend Halt.

Stille. Nur das Ticken der Uhr kam aus der Stube. . . . Langsam und spähend schritt Wirgl durch die geöffnete Tür. . . .

„Jesammarie!“ Er wankte gegen den Ofen, sank langsam auf die Ofenbank, karrte in die Zimmerede und bekreuzte sich. Dort, hinterm Tische, unterm Hausaltar — dort sah Sepps Geist. Der Mond warf einen weißen Schein von einem Fenster schräg zum andern, über die Ecke hinweg, grad an Sepps Gesicht vorbei. Die spitzen Wadenknochen schimmerten weiß; die Augen lagen tief, hohl, wie in einem Totenkopfe; die Haare hingen struppig

„Kriegen? Ich zahle hier doch —!“

„Machen Sie doch keine Witze. Was heißt, Sie zahlen hier.“

„Ich habe die Toilette gepachtet und muß dafür täglich zehn Mark geben.“

„Na, und was haben Sie da übrig?“

„Durchschnittlich eine Mark fünfzig bis zwei Mark. Manchmal auch zweifünfzig.“

(Währenddessen hat der Herr sich abgetrocknet. Er duscht sich nun die Kugel, während der Alte mit einem Ledertuch die Kackstiefel abreibt. Der Gast.)

„Na, leicht haben Sie's ja nicht. Aber Sie brauchen ja auch wenig. Was meinen Sie, wie ungesund ist den Kopf zerbrechen muß, um bei diesen verfluchten Zeiten über Wasser zu bleiben. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ (Er streift die Ringe über.)

(Der Alte büchelt ihn ab. Der Gast greift in die Westentasche, sucht herum, steckt dem Alten etwas in die Hand.)

„Bitte!“

Der Alte verbeugt sich, der Gast verschwindet. Der Alte öffnet die Hand, darin liegt — ein Zweifennigstück.

Um 3 Uhr nachts kommt ein rotbefrackter Kellner in die Toilette:

„Freige, was meinst, was mir der Kleine Dike for'n Tringeld gegeben hat, der vorhin hier war? Zwanzig M! Fein, was? For achtzig hat er und sein Mädchen gefressen, und wie ich ihm auf hundert rausgeben will, winkt er ab. Kavaller, was? Aber loslassen, sag ich Dir — wie 'n Schwein! Komm, Freige, laßst auch was davon haben.“ Und er wirft einen Taler auf den Tisch.

c. z. k.

## Vom Jahremarkt des Lebens. Ein Satyrspiel.

In unserer schnelllebigen Zeit, in der ein Ereignis das andere verdrängt, denkt kaum noch ein Mensch an die Säkularfeier, die in den verschiedenen Krupp-Prozessen jubige trat. Wo in bürgerlichen Wäldern noch einmal an die Krupp-Affäre erinnert wird, geschieht es fast in der Regel in einer Art, als ob der Weltfirma mit den gegen sie erhobenen Anklagen das größte Unrecht geschehen sei; ja, es tritt die Behauptung auf, daß die Anklagen vollständig zusammengebrochen seien. Wenn auch der Staat keinerlei Lehren aus den schmutzigen Schmiergeldprozessen gezogen hat, einer hat seine Lehren daraus gezogen — das ist die Firma Krupp. Sie ist plötzlich stillschweigend und wendet sich gegen das Schmiergeldrumweseln, Notabene soweit es gegen die Interessen der Firma verfährt.

Vor einiger Zeit hat die Firma für ihre im Monatsgehalt stehenden Beamten einen neuen Dienstvertrag eingeführt, in dessen § 4 es heißt: Ueber geschäftliche Angelegenheiten, die ihrer Natur nach vertraulich oder als solche ausdrücklich bezeichnet worden sind, ist Verschwiegenheit zu beobachten. Schon Gespräch über geschäftliche und dienstliche Angelegenheiten mit Unberechtigten sind zu unterlassen. Im § 10 wird den Beamten verboten, Vergütungen, Beschenke oder Nummernkarten von Wert anzunehmen, sobald solche unmittelbar oder auch nur mittelbar von Personen kommen, die mit der Firma in Geschäftsverbindung sind.

Wie wären die Keinen Zeugonants hinausgeschossen, wenn sie bei der Firma Krupp und nicht zufällig im Dienste des preussischen Staates gestanden hätten. Bei solcher Moralität und stillschweigender Geschäftsführung ist es wahrlich an der Zeit, daß die Firma Krupp wieder die Mitgliedschaft im Verein gegen das Schmiergeldrumweseln erwirbt.

## Die besondere Ehre.

Die allgemeine Entrüstung, die das Niederfallen eines in seiner Gattenehre gekränkten Offiziers durch einen Kameraden hervorgerufen hat, und die Debatten über den Duellanflug bringen einen leidenschaftigen General auf den Plan, der im „Tag“ die Anklage vertritt, daß es in erster Linie Sache des Offizierkorps selbst sei, wie es seine Ehre verteidigen wolle. In seiner Art ist der Herr durchaus konsequent. Solange es das Bürgertum als das höchste der Gefühle betrachtet, in engeren Verkehr mit irgendeinem Offizier treten zu können, solange es das erstrebens-

Seerande. . . . Und da — ja, was war denn jetzt das? Da — kaum ein Meter vom Wasser epifern! — auf Papier gelegt — grad vor Sepps Klobigen Füßen — da lag ein Brot!

Er bückte sich, griff zu. Ein schönes, rundes, weiches, neubadenes Brot. Mit einem Herzzeichen in der Mitte — das Brotzeichen vom Wirglhof! Er biß heißhungrig in den braunen Sechspfünder, daß die Rinde knackte, ließ sich sinnend auf einem Streifen kneten, knete und biß. Das Brot — wie kam das Brot daher. Der Sepp war ertrunken, der See war abgefischt worden — und jetzt lag ein ganzes neubadenes Brot dahier. . . .

Und wie er so über das Brot hinweg ins Wasser starrte, tauchte in Sepps altem Kopfe eine alte Erinnerung auf. Da war im Nachbarhof ein kleines Dirndl ertrunken und konnte nicht gefunden werden. Noch am selben Tage wurde ein neubadenes Brot im Dorfe aufgetrieben und ans Ufer gelegt, denn der Herr Kopoperator sagte: „Ein neubadenes Brot ist ein heiliges Brot. Es jagt den Toten ans Ufer oder der Tote sagt in der Nacht dem, der's Brot gelegt hat, wo die Leiche zu finden ist.“

Sepp pffte leise durch die Zähne. Also deswegen! Und noch dazu ein Brot vom Wirglbauer, dem Filz, dem geizigen Tropf! Weiches Brot hatte der Sepp schon seit Jahren nicht mehr zu sehen bekommen — und jetzt opferte man ihm gleich ein ganzes neubadenes! Noch dazu vom Wirglhof!

Sepp pffte geradeaus. Herrgott'sakra, der Wirglbauer — ob der nicht ein Reichen verdiente. . . .

Weiße Wästküchen geisterten im Nebel wie nettsche Kobolde, aber in Sepps verwirrtem Schadel spukten ganze Reboldebrüder, als er über die Wiese hinweg in weitem, vorsichtigem Bogen zu seiner Hütte schlich. . . .

Die Häuser des Dorfes verkrochen sich hinter dem Nachtdunkel wie unter einer Decke. Schließen tief, fest und traumlos wie ihre Bewohner. Nur draußen an der Berggabel, im Oberstod des Wirglhofes — da wälzte sich einer unruhig im Bett. Alle Aufregungen des Tages tobten traumspulend durch den schweren breiten Kopf des Wirglbauers; der Anreiz kam atemlos ins Dorf gerast und schrie, er hätte den Sepp in den See springen sehen; dann war der Wirglbauer am See draußen, viel Leute standen umher und ein paar Weiber schrien: „Legt's a Brot ans Wasser, a neubadenes.“ — „Legt's daher, damit er uns auf d' Nacht sagt, wo er liegt.“ — . . . a Toter im See bringt alleweil Unglück und Wehham übers Dorf, legt's a Brot her. . . . Da kam die Frau des Dorfhärders langsam gegangen, legte ein weiches Brot am Uferstrand nieder, und alle Leut' beteten den Rosenkranz darüber. Und plötzlich war der See weg, und die Leut' waren fort, und der Wirglbauer stand auf der Himmelstiefe. Vor ihm sah auf hohem Throne der Herrgott mit langem weißen Bart und einer Treddel-

im Gesicht. In den Händen, weit über den Tisch vorgestreckt, hielt er ein Brot.

Der Wirglbauer zitterte leis, brachte die Augen nicht von der Ecke los. War ihm der Sepp nicht eben genau so im Schlafe erschienen, auf der Himmelstiefe, neben dem Herrgott. Affurat so bleich, so gestorben. . . .

Aber wie kam der Geist eigentlich in den Wirglhof? Das Brot hatte doch der Wäs gelegt. . . . Wirgl sah von unten her nach dem Brote hin, das vor dem Sepp lag. Das Mondlicht strich über die braune Rundung; ein kleines Herz sah drin — das Zeichen des Wirglhofes. Sakra, grad von meinem Brot hat der Wäs ein bisschen gewickelt, dachte der Wirglbauer. Aber der Jorngedanke ging sofort unter in kaltem Grausen. Klüffern, röhelnd kam es unter dem Kreuzfing hervor: „So viel laß ist's hierin im nassen Grab — gebt's mir eppes Warm's zu trinken.“

Der schwere Bauernkopf auf dem dünnen Hals sank wie im Schwindel vornüber. In seinen Ohren war ein Summen und Kläuschen. „Was hast g'sagt, Sepp“, räumte es heiser, „wo liegt's?“ „Grad mitten im See liegt's“, röhelte Sepp. „Geht's mir eppes Warm's zu trink'n — und a Essen — daß i net hungrig zum Herrgott kimm!“ Und Sepp pochte dazu mit knöchernem Weisfinger auf den Tisch.

Der Wirglbauer erhob sich halb im Mause, schritt zur Küche, stellte einen Kaffeereiß auf die Spiritusflamme, brachte Speck und Butter, schob es von weither, mit vorgebeugtem Oberkörper, auf den Tisch und zog sich wieder an den Ofen zurück.

Da hatte Sepp auch schon sein alles, griffeltes Messer in der Hand und schnitt herartige Streifen von der Speckseite, daß der Wirglbauer aus dem Grausen in's Staunen kam. Ein kalter Schauer aber kehrte auf dem breiten Rücken wieder, als es in der Altarede zu klüffern begann: „Im Rauchkammer drauß'n häng'n zwos Schinken. Bring den rein, der mo ang'schnitten is. . . .“

Ein Toter mußte, daß zwei Schinken im Wirglhof hingen! . . . Der Bauer schob sich mit schwachen Knieen zur Küche hinaus, brachte den Schinken, langte ihn vorsichtig auf den Tisch und stautte abermals, denn der Sepp schnitt sich schier eine halbe Seite herunter.

Schwerfällig zog sich der Bauer zum Ofen zurück, schlug drei Kreuze und stammelte: „Gel Sepp, zum Herrgott wannst kimmst, nachher bittst a für mit! Gel trogst mir nix nach!“

Sepp laute und schmagte in der dunklen Ecke. Nur seine Wadenknochen hoben sich sah aus der Düsternis. Dann zischelte es unter dem Kreuzfing hervor: „Was Du an mir g'sündigt hast — wegen meiner brauchst's net zu büß'n. Aber moanst eppa, Du hätt's sonst nix auf'm Rebholz!“



werteste Ziel desselben Bürgeriums ist, daß seine männliche Jugend den Titel L. d. N. tragen kann, daß es sich nicht darüber erregt, wenn die Annahme mancher Erbklassigen (hier ins Endlose steigt). Und es sind wahrlich nicht die Annahmehäufigkeit, die durch Geburt und aristokratische Erziehung sich in feudalen Gehirnen festsetzen. Oftmals sind dies annahmehäufig die jungen bürgerlichen Herren, die der Ehre für würdig befunden wurden, Mitglied irgendeines Offizierskorps — wenn auch nur als Sommerleutnant — zu werden. Erst dieser Tage glaubte sich ein junger Kaufmann berechtigt, als Leutnant der Reserve auf Grund seiner ganz besonderen Offizierslehre seinem Chef darüber Vorhaltungen machen zu können, daß er als Angestellter und nicht als Offizier behandelt worden ist. Auch ein anderer Fall, der in letzter Woche vor dem Kriegsgericht zur Aburteilung kam, zeigt, bei welchen Gelegenheiten sich das besonders fein entwickelte Ehrgefühl des L. d. N. regt. In reichlich vorgedrückt Stunde gab es in einem Berliner Nachtlokal zwischen einem Leutnant der Reserve M. und einem Leutnant Z. einen Wortwechsel, in dessen Verlauf sich M. so gekränkt fühlte, daß er dem anderen eine schallende Ohrfeige verfeigte. Die ruhlose Tat und eine sich daran anschließende etwas plebejische Holzerei konnte nur dadurch gesühnt werden, daß man sich eine Forderung auf schwere Säbel unter den denkbar schwersten Bedingungen übermittelte. Und das Vorgesetzte funktionierte ausnahmsweise richtig, der Aussteller der Ohrfeige wurde abgestochen und erhielt jetzt vom Kriegsgericht noch 3 Monate 14 Tage Zerstörung. Es ist doch etwas Schönes um die besondere Ehre. Selbst in alkoholisiertem Zustand weist sie dem Erbklassigen den richtigen Standesgemäßen Weg.

### Ein Jahrhundertfeier-Nachspiel.

Allgemach ist der Jahrhundertfeier-Nummel berechtigt; nur hier und da entdeckt man noch irgendeinen denkwürdigen Tag, den man zum Anlaß einer lokalen Festveranstaltung benutzen kann. Um nun aber nicht ganz die Erinnerung an die bedeutsame Zeit dem Gedächtnis der kommenden Geschlechter entschwinden zu lassen — den Lebenden ist sie ja durch die Opfersteuer des Wehrbeitrages genügend eingepreßt worden — hatten die Stadtväter des heiligen Köln beschlossen, mehrere höhere Lehranstalten nach großen Meistern der Zeit vor 100 Jahren zu benennen. Die großen Patrioten Stein, Hardenberg und Arndt waren dazu ausersehen, die Lehranstalten durch ihren Namen zu ehren. Doch die Stadtverordnetenversammlung denkt und der Kultusminister lenkt. Er hat der Kölner Stadtverordnetenversammlung mitgeteilt, daß er gegenwärtig nicht in der Lage sei, die Vorschläge zu genehmigen.

Seider ist der Kultusminister mit seiner Ablehnung auf halbem Wege stehen geblieben. Wir haben in der Jetztzeit doch genügend Patrioten, die würdig erscheinen, daß ihr Name der Nachwelt erhalten bleibt. Wie schon würde sich eine höhere Mädchenschule machen, die mit dem Namen des Leutnants v. Fockner verknüpft wäre. Auch ein Oberst Reuter-Gymnasium oder ein General v. Liebert-Gymnasium würden unseren Nachkommen ein treffliches Bild von den Großen unserer Zeit und von dem Freiheitsfinn des heutigen Bürgeriums geben.

### Verbandstag des Allgemeinen Verbandes der deutschen Bankbeamten.

Das Bestreben des scharfmacherischen Unternehmertums, das Koalitionsrecht aufzuheben oder nach Möglichkeit einzuschränken und ähnliche Dinge mehr haben bekanntlich schon seit längerer Zeit dazu geführt, daß auch in den Kreisen der sogenannten höher gestellten Arbeiter das Massenbewußtsein erwacht ist. Auch die Angestellten im Bankgewerbe sind zu der Einsicht gelangt, daß, wenn sie den wirtschaftlichen Kampf für Besserstellung ihrer materiellen Lage mit Erfolg führen wollen, sie mit allen Harmoniebestrebungen, die angeblich noch zwischen Kapital und Arbeit bestehen, vollständig brechen müssen. In dieser Erkenntnis hat sich im Gegensatz zu dem auf dem Harmoniestandpunkt stehenden „Verein der Deutschen Bankbeamten“ der „Allgemeine Verband der Deutschen Bankbeamten“ gebildet, der Sonntag und Montag im Festsaal des Hotel Stebens (Niederwallstr. 11) unter

Vorsitz des Bankbeamten Grünwald (Berlin) den zweiten ordentlichen Verbandstag abhielt. Es waren zahlreiche Delegierte aus allen Teilen des Reiches erschienen. Dem von Henno Marx (Berlin) erstatteten Geschäftsbericht ist zu entnehmen, daß der Verband im Gegensatz zu dem Verein Deutscher Bankbeamten, der vom „Verband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes“ Unterstützung erhalte, den Prinzipien ein Dorn im Auge sei. Allein trotz aller Maßregelungen, Beschlüssen und Befehlungen aller Art mache der Allgemeine Verband der Deutschen Bankbeamten recht erfreuliche Fortschritte. Die deutschen Bankbeamten auch im Reich gelangen immer mehr zu der Erkenntnis, daß, wenn sie eine durchgreifende Besserung ihrer materiellen Lage erreichen wollen, sie sich als geschlossene Kampforganisation organisieren müssen. Die Bankangestellten können es sich nicht länger gefallen lassen, daß die Prinzipale bei Abschluß von Anstellungsverträgen selbst in ihre Familien- und Eheverhältnisse eingreifen. Dies wollen sich allerdings auch nicht die Mitglieder der Harmonievereine länger gefallen lassen. Ganz besonders müssen aber die Angriffe des Unternehmertums auf das Koalitionsrecht bekämpft werden. Selbst der Industrieverband des Hansabundes habe einen Beschluß gegen das Koalitionsrecht gefaßt. Das Präsidium des Hansabundes habe allerdings den Versuch unternommen, diesen Beschluß zu mildern, trotzdem stehe es außer Zweifel, daß auch der Hansabund ein scharfmacherischer Unternehmerverband sei, dem kein Angestellter, dem kein materielles Interesse am Herzen liege, mehr angehören dürfe. Die Bankangestellten müssen, ebenso wie alle anderen Angestellten und Arbeiter mit voller Entschlossenheit das unbeschränkte Koalitionsrecht, die Einführung der Arbeitslosenunterstützung und Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung verlangen. Es sei dringend notwendig, jeden Abgeordneten Kandidaten zu fragen, wie er sich zu diesen Forderungen stelle. Die Kollegen im ganzen Reich haben dieser Taktik zugestimmt; er sei überzeugt, daß diese Taktik die Bankangestellten zum Ziele führen werde. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Dem hierauf von dem Kassierer Weich (Berlin) erstatteten Kassenbericht war zu entnehmen, daß durch die Lautniemen dem Widerstandsfonds, aus dessen Mitteln die Gemahregellen unterstützt werden, im verflochtenen Geschäftsjahre 10 000 M. zugeflossen sind. Der Widerstandsfonds weise nunmehr einen Bestand von weit über 50 000 M. auf.

Nach längerer Diskussion wurden mehrere Entschlüsse einstimmig angenommen. In der einen fordert der Verbandstag im Gegensatz zu der von der Regierung und den Reichstagsparteien des Reichstages zur Frage der Konkurrenzklausele und der Sonntagsruhe eingenommenen Haltung vollständige Abschaffung der Konkurrenzklausele und Verbot jeglicher Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe. Der Verbandstag fordert daher die Fraktionen des Reichstages auf, den vorgeschlagenen vollständig unzulänglichen Entwürfen ihre Zustimmung zu verweigern. In dieser Resolution heißt es dann weiter: Den reaktionären und scharfmacherischen Forderungen des Unternehmertums und der von ihm beeinflussten Kreise nach einem Schutz der sogenannten Arbeitswilligen stellt der zweite ordentliche Verbandstag die Forderung auf Ausbau und freihändige Gestaltung des Koalitionsrechts gegenüber. Den einzig wirksamen und wirklichen Schutz der Arbeitswilligen erblickt der Verbandstag in einer Reichs-Arbeitslosenversicherung, deren Träger die Organisationen der Arbeitnehmer sein sollen. Eine fortschrittliche, allen Arbeitnehmern gerecht werdende Sozialpolitik ist die erste und vornehmste Aufgabe des Staates. Nicht der von Regierungsseite proklamierte Stillstand der Sozialpolitik, sondern deren kraftvolle Förderung liegt im eigenen Wohlinteresse der deutschen Volkswirtschaft. In der zweiten Entschließung erklärt sich der Verbandstag mit der vom Vorstande eingeschlagenen konsequent durchgeführten gewerkschaftlichen Taktik in allen Punkten einverstanden und ersucht den Vorstand, auf dem beschrittenen Wege unbedeutend weiterzuarbeiten. In einer anderen Entschließung erblickt der Verbandstag in den Beschlüssen, die der Industrieverband des Hansabundes zum Koalitionsrecht gefaßt hat und die im Wesen von dessen Direktorium gebilligt worden sind, eine Provokation der gesamten Arbeitnehmerschaft. Es sei daher eines Angestellten unwürdig, fernerhin dem Hansabunde anzugehören.

Die Vorstandsarbeiten ergaben die Wiederwahl aller bisherigen Mitglieder. Die weiteren Gegenstände der Verhandlung betrafen innere Verbandsangelegenheiten.

### 12. Bundestag der technisch-industriellen Beamten.

Am Sonntag und Montag tagte im Ausstellungspark zu Berlin der 12. Bundestag der technisch-industriellen Beamten, der von 30 Delegierten und den Beamten des Bundes besetzt war. Vor Eintritt in die eigentlichen Arbeiten beschäftigte man sich in langer und erregter Debatte mit der Frage, ob die Mandate von fünf in Berlin neugewählten Delegierten gültig seien (den bisherigen im haben dieser Mandate war vom Berliner Bundestag ein Mißtrauensvotum ausgestellt worden) und entschied sich dann in namentlicher Abstimmung mit Stimmengleichheit für die Ungültigkeit der neuen Mandate. Die fünf alten, mit dem Mißtrauensvotum bedachten Mandatshaber gaben schließlich die Erklärung ab, im Interesse des Friedens von ihrem Mandat zurückzutreten. Der Bundestag sahke dann grundsätzlich und für alle zukünftigen Fälle (mit allen Stimmen bei zwei Stimmeneinstimmungen) den Beschluß, daß Mandatäre, die von ihren Wählern ein Mißtrauensvotum erhalten, stets ihr Amt niederlegen müssen.

Zur Jahresbericht über das Jahr 1913 konstatierte der Vorstand ein heute noch ausgeprochen ungünstiges Gesamtbild des Wirtschaftslebens und eine ebenso unerfreuliche sozialpolitische Lage. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die deutsche sozialpolitische Gesetzgebung an einem Punkte angelangt ist, wo die Kräfte, die sich dem Fortschritt entgegenstemmen, das Lebergewicht erlangt haben, weil das deutsche Unternehmertum der Fortführung der staatlichen Sozialpolitik einen immer stärkeren Widerstand entgegensetzt. Unter dem irreführenden Namen „Kartell der schaffenden Stände“ haben sich im vergangenen Jahre der Zentralverband deutscher Industrieller, der Bund der Landwirte und der Reichsdeutsche Mittelstandsverband zusammengefunden, um gemeinsam gegen die Sozialpolitik Protest zu machen. Ebenso zeigen sich immer ausgeprägter die Bestrebungen des Unternehmertums, den Stellennachweis zugunsten der technischen Angestellten auszubauen. Unter der Ägide der Wirtschaftskonjunktur hat auch der Mitgliederzuwachs des Bundes nicht die Höhe früherer Jahre erreicht; doch übersteigt er mit 1246 immer noch beträchtlich den des Deutschen Techniker-Verbandes, der nur 103 Mitglieder zugezogen hat. Am Ende des Berichtsjahres konnte der Bund in 250 Verwaltungsstellen 23 888 Mitglieder zählen. Besonders Gewicht wurde auf die Gewinnung von Studierenden als Hospitanten gelegt. Und mit Erfolg; denn deren Beitragszahl war um 588 höher als im Jahre 1912, so daß am Schluß des Jahres 2312 Hospitanten dem Bunde angehörten. Im Innern hatte der Bund im abgelaufenen Jahre nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Ein mit Ausscheiden des Geschäftsführers zusammenhängender Konflikt nahm seine Kräfte in starkem Maße in Anspruch. Die beiden vorletzten Bundestage wurden zu einem großen Teile von der Erörterung dieser inneren Streitfragen in Anspruch genommen, doch hat seitdem ein einträchtiges Zusammenarbeiten der Beamten des Bundes stattgefunden.

Das Verhältnis zum Deutschen Techniker-Verband wurde zu Anfang des Jahres ein gespanntes durch das Verhalten des Verbandes in der Frage des Koalitionsrechtes der auf Privildienstvertrag angestellten Eisenbahntechniker. Später besetzten sich die Beziehungen durch die Zusammenarbeit in der Frage des einheitlichen Angestelltenrechtes. Von verschiedenen Gründungen gelben Charakters brachte es nur eine einzige über den ersten Anlauf hinaus — die im vorigen Jahre in Hannover gegründete „Nationale Technikerschaft“. Doch auch sie vertrat, obwohl als Förderer sowohl der Reichsverband zur Befämpfung der Sozialdemokratie wie auch die Hannoversche Arbeitergesellschaft sich um sie bemühten. Man darf wohl die Hoffnung schöpfen, daß die Nationale Technikerschaft in der Bewegung der technischen Angestellten eine unerfreuliche, aber praktisch bedeutungslose Episode bleiben wird. Die internationalen Beziehungen erfuhren eine Stärkung durch einen Kartell mit dem Bund technischer Angestellter der Schweiz, gleichwie der Oesterreichs, wodurch den Mitgliedern bei jedweligem Stellenwechsel innerhalb des Organisationsgebietes der drei Verbände die Aufrechterhaltung der Mitgliederrechte gewährleistet ist.

Die Bilanz des Kassierers wies ein Vermögen von 421 019 M. auf. Für das Unterstützungswesen wurden 113 887 M. verausgabt.

Die Debatten über den Vorstandsbericht und die dazu gestellten Anträge nahmen den ganzen Nachmittag in Anspruch. Dem

Girgl bekam einen hohen Tadel und sank auf die Ofenbank zurück. Seine Blide gingen wie gebannt in der Ecke, aus der Sepps Augen plötzlich groß und starr herausbrannten. „Woan? i woan? net, was die im Dorf net wiss'n? Woan? net, wie Du beim Kartlen alleweil a Blatt' l hast im Schoß fall'n lass'n?“

Der Bauer hob den Kopf. „Ra Sepp, alleweil g'wis net. Nur zwamal hab i's tean!“

„Siehst, zwamal! Wir Toten wissen all's. Und Schling'n hast g'legt im ganzen Wald unanand, gar so vill Schling'n.“

Der Girglbauer wurde eifrig, schüttelte heftig den Kopf. „Ra, goar so vill net! Nur am Seeholz drauh'n...“

„Am Seeholz drauh'n, wo i den Hasen in der Schling'n g'funden hab — siehst, die Toten wiss'n all's!“ Sepp hieb wieder in Speck und Schinken und drehte das Innere Gesicht so gespenstisch ins Rondlicht, daß der Bauer schen den Kopf senkte. Er wagte minutenlang nicht aufzuschauen.

Eine Numme, unheimliche Pause, in der Sepp die halbe Wurst unter's Hemd schlüpfen ließ. Dann sah er zur Uhr auf. Das Blatt gleitete im Fensterlicht. Der Zeiger rüdte der Eins näher und näher. Die Gespensterstunde ging zu Ende...

Der Girglbauer hob den Kopf wieder. „Wel Sepp, zum Herrgott wannst kimmst, bitt' i für mi...“ Die blinkenden, schenen Augen waren nach der Ecke hin gerichtet.

Der hinter'm Tisch erhob sich, packte den Schinken am Knochen, schleifte mit schweren Schritten nach der Stubenmitte, hatte einen tiefen Tolendblick und sagte mit hohler Stimme: „Matthias Balthasar Girgl, mei Stund is loht kommen, i lieg in der Mitte vom See wann ihr mi suchet...“

Der Bauer war nach der Küchentür hin gewichen, sah bald in Sepps tiefe Augen, bald auf den Schinken, schwanke, trat ein paar Schritte vor, packte ängstlich, mit langen Armen nach dem Schinken und sagte bebend, aber bestimmt: „Der bleibt da...“

Da ließ Sepp den Schinken fahren, raffte die Speckseite vom Tische und war so rasch gut Tür hinaus, wie es eben nur Geistesern möglich ist.

Der Girgl stand verdoort in der Stube, rieb sich die Stirn und hörte von draußen her eine Stimme, wie sie Sepp bei Lebzeiten gehabt hatte: „Wenn i heut noch von den Toten aufersteh'n tä, nachher vergiß net was Du mit vom Kartlen und Sching'n leg'n vergißt hast, gel Girglbauer!“

Als die Sonne wieder hoch über den Bergen stand, ging die Kunde durch's Dorf, daß der Sepp gesund und schlafend in seiner Hütte aufgefunden worden sei und daß er auf alles Gezeuge nur

eine Antwort hobe: er sei in den See gegangen, sei im Himmel gewesen und habe den Herrgott gesehen. Der aber habe gesagt: „Sepp Wosloscher, bleib noch eine Weile in Deinem Dorf und sag's mit, wenn Dir wer ein Leid tut! Ich weiß, daß Du die Schlinge nicht gelegt hast!“ Was dann geschehen war, wußte Sepp nicht.

Und noch ein Wunder ereignete sich. Der Girglbauer ging im Dorf umher und mahnte: „Seid net hart zu dem Sepp, Leut'nal Gebt ihm sei Ruh. Er hat halt a sei Kreuz!“

So sprach der Girglbauer und das ganze Dorf gestand sich, daß im Girgl doch ein besseres Herz läge als man bisher geglaubt hatte...

### Versammlungsverbote.

In einem ostpreussischen Dorfe wurde die Abhaltung einer sozialdemokratischen Versammlung nicht gestattet, weil ein Gendarm an dem Tage, an dem die Versammlung stattfinden sollte, gerade seine Hochzeit feierte.

Die Sozialdemokraten waren keine Unmenschen und beriefen die Versammlung vier Wochen später ein. Doch der Amtsvorsteher hat, den Gendarm in seinen Hüttenwochen nicht zu stören. Auch diesmal hatten die Sozialdemokraten Einsicht; sie schoben die Versammlung abermals auf. Als sie zwei Monate später abgehalten werden sollte, litt die Frau des Gendarmen an Influenza, und der Amtsvorsteher verbot aus gesundheitslichen Gründen die Versammlung, da der Gendarm die gefährliche Infektionskrankheit auf die Besucher übertragen könnte.

Vier Wochen später wurde die Versammlung wiederum verboten, weil der Gendarm an Magenbeschwerden litt. Der Amtsvorsteher erklärte, es müßte erst untersucht werden, ob es sich nicht um einen Typhusfall handelte. Als die Sozialdemokraten nach drei Monaten den Verbot erließen, daß der Gendarm nur an einer leichten Magenverkrümmung gelitten hätte, beriefen sie die Versammlung ein. Sie wurde abermals verboten, und der Amtsvorsteher sagte, der Gendarm wäre auf Ferien und seine Frau könnte ihn nicht vertreten, da sie bereits in gelegenen Umständen sei. Und es wäre doch anständig, sie in dieser Situation mit der Überwachung einer Versammlung zu betrauen.

Drei Monate später war in der Familie des Gendarmen ein kleiner Junge eingelebt, und jetzt gab es erst recht keine Genehmigung zur Versammlung. Zwei Monate später hatte das Kind des Gendarmen die Masern bekommen, und jetzt mußte die Versammlung mit Rücksicht auf die Ansteckungsgefahr verboten werden.

Dem Amtsvorsteher war es natürlich peinlich, daß die Sozialdemokraten keine Versammlung abhalten konnten. Er wollte durchaus nicht in den Verdacht kommen, er mißachte die Gesetze, und so entschied er denn, daß an dem Tage, an dem die Ehe des Gendarmen geschieden werden sollte, eine Versammlung tagen könnte.

Und zur großen Ueberraschung des Amtsvorstehers kam es auch wirklich bald zur Ehescheidung, und der Amtsvorsteher löste sein Wort auch ein. Doch zu seinem großen Schmerze konnte die Versammlung nicht stattfinden, da sich der Gendarm aus Freude über die Ehescheidung so betrunken hatte, daß er die Überwachung nicht vornehmen konnte.

### Volksbühnen-Polizeistunde.

Die Nacht ist keines Menschen Freund,  
Drum geh' um elf zu Bette.  
Wenn dieser Rat verdrücklich scheint,  
Erfreue sich am Vorkette.  
Wo die geschäftigen Räder wehn  
Und Waden desflieren,  
Bei Sekt und Sums  
Im Dirnenbums  
Da kann dir nichts passieren.

Die Muse heißt zwar auch ein Weib  
(Die andern sind fideles),  
Doch hat sie Seele, nicht nur Leib,  
Und dieses ist ihr Fehler.  
Das Fleisch zeigt nächstens seine Pracht  
Dreißt bis zur Morgenmette;  
Der Geist — Gott helf'!  
Der muß um elf,  
Ja, spätestens, zu Bette.

Wenn du am Tag geschuftet hast,  
Dann ist dir Ruh' vomnöten.  
Nachtmüde und ein Troddelquast  
Geziemt sich für Proleten.  
Zum Teufel Dichtung, Drama, Kunst!  
Luat'! Kriech in deinen Kosen!  
Und süß' den Staat  
Mit Menschenhaat,  
So wird dich Traugott loben.



